

# Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart

## INHALT

Gerd Gaiser, Das Schiff im Berg. Erzählung • Rudolf Hartung, Einfälle und Figuren • Clemens Podewils, Im Herbst zu singen. Gedicht • Reinhard Lauth, Die verwirtschaftete Humanität • Andreas Amwald, Die Insel • Rolf Ibscher, Der Papyrusdoktor von Berlin • Hilde Herrmann, Große deutsche Familien XII. Die von Winterfeld(t)s • Anton Zischka, Zwölfhundert Millionen neue Menschen • Paul Fechter, Vom Sehen zur Substanz. Abschied von Max Pechstein • Der Fisch ohne die Gräten? • Enno Patalas, Hollywoods ungekrönte Könige • Christoph Beekh, Film-Kunst oder -Industrie?

Heft **17**

AUGUST 1955

VERLAGSORT GÜTERSLOH

C. B E R T E L S M A N N

## NEUE DEUTSCHE HEFTE

*Herausgegeben von Paul Fechter und Joachim Günther*

HEFT 17—AUGUST 1955

Gerd Gaiser, Das Schiff im Berg. Erzählung .....	321
Rudolf Hartung, Einfälle und Figuren .....	330
Clemens Podewils, Im Herbst zu singen. Gedicht .....	332
Reinhard Lauth, Die verwirtschaftete Humanität .....	334
Andreas Amwald, Die Insel .....	347
Rolf Ibscher, Der Papyrusdoktor von Berlin .....	355
Hilde Herrmann, Große deutsche Familien XII. Die von Winterfeld(t)s .....	367

### BLICK IN DIE ZEIT

Anton Zischka, Zwölfhundert Millionen neue Menschen .....	378
Paul Fechter, Vom Sehen zur Substanz. Abschied von Max Pechstein ..	384
J. G., Der Fisch ohne die Gräten? .....	389
Enno Patalas, Hollywoods ungekrönte Könige .....	391

### SCHWARZES BRETT

Christoph Beekh, Film-Kunst oder -Industrie? .....	397
--	-----

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3.— DM; einzeln 3,50 DM.  
Schriftleitung: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh.

Printed in Germany - Alle Rechte vorbehalten.



## Das Schiff im Berg

Wo haben Sie das her? fragte sie. Ein Schiff in einem Berg ist eine ungereimte Vorstellung.

Auf das Ungereimte, antwortete Hagmann, kommt es manchmal an. Das mit dem Schiff ist eine Redensart, aufgezeichnet in Wilkingen, und schon zur Zeit der Aufzeichnungen dort nicht mehr verstanden.

Das auch noch, sagte sie. Steckenpferde der Art sehen Ihnen ähnlich. Schmalspurwissenschaften.

Sie warf das Stück Holz fort, mit dem sie ihre Sohlen abgekratzt hatte, richtete sich empor und riß ihr Kopftuch an den Zipfeln auf. Dann hob sie den Arm noch einmal, um mit dem Handrücken über die Stirn zu wischen. Sein Blick hing an dieser Hand, die ihr hilfloses schmutziges Inneres nach außen kehrte, während die Finger sich krümmten. Hagmann kam von weit und war an das meiste gewöhnt; er sah weder Grund noch Gegengrund, von ihrer Bluse wegzublicken, auch wenn sie das Ansehen nicht lohnte. Die Bluse war mürb und schloß in der Achsel auf, so daß die Haut durchkam. Kein erhabener Anblick, der Mensch, wenn er eine zerrissene Bluse trägt, die das Waschen nicht mehr oft aushalten kann; von anderem ganz zu schweigen.

Liebe war um jene Zeit nur noch wenig bekannt, selbst auf Universitäten. Sonst hätte es nahegelegen, sich an den Abenden nicht zu trennen; oder Hagmann hätte später noch einmal seine Mitarbeiterin aufsuchen können, die man bei der Lehrerswitwe untergebracht hatte. Viele der Ungelegenheiten jener Zeit rührten vielleicht überhaupt daher, daß man sich unter Liebe nichts mehr vorstellte. Hagmann selbst hatte der Wegmeister aufgenommen, ein stämmiger Mensch, der mit der Zeit ging und der nicht auf den Mund gefallen war. Der Wegmeister hieß landläufig so, weil sein Vater einstens dies Ämtchen wahrgenommen hatte; er selbst war, neben seiner kleinen Wirtschaft, Agent einer Brandschadensversicherung und Rechner der Milchsammelstelle. Außerdem war er damals daran, einen Schwung in die Gemeinde zu bringen, und half dabei unverhofft zwei Personen der Wissenschaft vorübergehend zu ihrem Brot.

Hagmann hatte über seine Unterkunft keinesfalls zu klagen; bloß daß der Mann redselig war, störte ein wenig. Der Gastgeber trieb ein lustiges Schwatzen, das indessen doch nicht so ganz arglos hinlief; meist schien Hagmann ein Schuß argwöhnischen Bemessens dabei. Er gesellte sich etwa zu Hagmann und schwadronierte los: Finden Sie schon genug in unserem Zauberloch, Herr Professor? so daß es für einen Bericht im Radio langt? Ich hoffe, daß Sie mir meinen Fremdenverkehr machen.

Redete der Wegmeister ihn Herr Professor an, so entgegnete Hagmann gleich mit Herr Bürgermeister! Er sagte also trocken: Jawohl, Herr Bürgermeister. Sie kriegen ihre Beta-Terrasse.

Was ist das nun wieder? Und Bürgermeister bin ich noch lange nicht.

Vor zehn Jahren, sagte Hagmann, nein vor zwölf, bin ich das erstmal auf diesem Berg gewesen. Allerdings war damals Ihre verdienstliche Entdeckung

noch nicht gemacht. Der alte Wehnstedt führte uns herauf, lauter Studenten aus dem Norden, die das Land nicht kannten. Hier, meine Herren, sagte unser ehrwürdiger Lehrer, hier muß Ihnen doch wahrhaftig das Herz aufgehen –, und alle stimmten ihm respektvoll zu, denn es war eine Größe da oben und war ein Licht rundum –: er aber machte seinen Satz fertig und sagte: Beim Anblick der Beta-Terrasse.

Haha. Jetzt haben Sie aber noch nicht gesagt, was eine Beta-Terrasse ist.

Man bezeichnet die Schichtungen hier im Kalk mit griechischen Buchstaben. Der gelehrte Mann sah nichts als seine Gesteinsschichten.

Haha, und Sie sehen Ihre Scherben und Backenzähne, und ich aber meinen Fremdenverkehr, denken Sie. Das ist tatsächlich spaßig.

Hagmann blieb allein zurück, denn der Wegmeister mußte noch in eine Versammlung. Hagmann hätte sein Essen aufs Zimmer bekommen können; aber da er die Umstände nicht mochte, auch die geringsten nicht, aß er in einer Ecke der Küche schnell ab, was ihm vorgesetzt wurde; er hatte selbst angeregt, daß man das so halte. Sogleich kehrte er auf seine schräge Stube zurück. Es war Hochsommer und noch hell, lauter warme, aber mit einem feuchten Dunst verhangene Tage: nur nachts klärte sich der Himmel, und Tau fiel; die Tropfen glänzten lange auf den Brombeeren. Hagmann stand unschlüssig: die Stille auf dem Land, die ihn die ersten Tage beunruhigt hatte, setzte ihm nun nicht mehr zu, er fing an, sich an sie zu gewöhnen. Was seine Mitarbeiterin anging, traf es sich umgekehrt. Obwohl er sie ziemlich lange kannte und öfters gesehen hatte, war er nun plötzlich nicht mehr an sie gewöhnt.

Was macht das Fräulein eigentlich dabei? fragte der Wegmeister ihn beiseit, als sie ihren Auftrag antraten. Offenbar hielt der Wegmeister dafür, daß mit solchem wissenschaftlichem Nachwuchs nicht allzuviel Staat zu machen sei. Auf dem Arbeitsplatz trug sie eine blaue Mechanikerhose übergestreift mit einem Besatz auf dem Hintern; und sie stak mit bloßen Füßen in ihrem Schuhwerk, das vom Höhlenlehm über und über verschmiert war. Alles in allem, fand der Wegmeister wohl, ein mürrisches und ein fahles Stück Mensch.

Sind Sie Kollegen? fragte der Wegmeister.

Nicht ganz. Frau Löhr macht die Naturwissenschaft. Ich mache die Geschichte. Vorgeschichte, sagt man auch.

Vor allem den Fremdenverkehr, Herr Doktor, lassen Sie den nicht aus dem Auge. Wir müssen bald im Radio etwas zu bringen haben. So, eine Frau ist das. Hat denn ihr Mann nicht für zwei zu leben?

Ja, lieber Herr, heute leben Frauen nicht immer von ihrem Mann. Außerdem sind junge Frauen heute des öfteren Witwen. Oder auch ist da sonst etwas nicht in Ordnung.

Jaja. Das glaube ich.

Auch Hagmann selbst glaubte, daß da etwas nicht in Ordnung wäre, vielleicht gar nichts mehr. Hagmann selbst war bedürftig, er war so elend wie alle Menschen damals, die am Hunger, an der immerwährenden Täuschung, am Mangel an Zeit erkrankt waren, doch das kam ihm kaum zu Bewußtsein. Er konnte sich nicht dem Mitleid ausliefern noch verstand er das Schwärmen. Der Blick der Menschen umflorte sich nicht mehr leicht. Liebe? Der Berg, in dem sie wühlten, war ein Objekt der Forschung und nicht Kythera. Ein Objekt,



wenn es nur der Erkenntnis diene und nicht gleich der Fertigung voranhalf, lag schon abseits genug. Die Gemeinde Horgenloch, 783 m, besaß eine ausgedehnte Markung, auf der wenig gedieh, der Wald war das Wertvollste. Am Hohberg, auf der Horgenlocher Seite, hatte der Zufall den Eingang zu einem verzweigten System von Höhlen freigelegt. Dort gab es zwar nur den baren Kalk und Tropfsteine tonnenweise, nichts Nutzbares, kein Metall etwa, aber doch zeigten sich Funde genug, die der Wissenschaft nicht gleichgültig bleiben konnten. Immer war die Gemeinde arm gewesen, und warum sollte nun nicht endlich das Schiff aus dem Berg kommen? Die Redensart von dem Schiff im Berg war in der Gegend uralt und verbraucht, sie begann damals aus dem Sprachgebrauch zu verschwinden. Offenbar bedeutete sie einstmals das Eintreffen von etwas zugleich Willkommenem und Ungereimtem. Es war damals die Zeit nach dem Krieg, in der jeder darauf wartete, bis das Geld wieder gut würde, und in der jeder, der etwas zu speichern besaß, es auf die kommende goldene Zeit zurückhielt. Die Horgenlocher hatten sonst nicht viel anzubieten, aber vielleicht eine Höhle? Höhlen kamen soeben in Mode, und damit auch die der Horgenlocher in Mode käme und Geld abwürfe, war es erforderlich, daß erst die Wissenschaft sich mit ihr befaßte. Über die Wissenschaft wurde dann die Öffentlichkeit aufmerksam, denn die Bildung breitete sich viel schneller aus als in vergangenen Zeiten. Der Wegmeister, als der fortschrittlichste Mann in der Gemeinde, hatte sich dieser Sache bemächtigt und die zuständigen Stellen aufgerufen.

So kam Hagmann zu seinem Auftrag. Hagmann war lange gefangen und in der Gefangenschaft lange krank gewesen, ein geduldiger Mensch, der nicht ans Geschäft dachte und an die Besucherströme, die seine Arbeit herbeilocken helfen sollte. Der Wegmeister hoffte von ihm auf einige fachkundig aufgemachte Notizen in Tageszeitungen und vielleicht eine Plauderei, gemeinverständlich, im Radio. Darum war Hagmann nicht zu tun. Was sein Objekt für ihn hergab, das stand vielleicht einmal, sauber abgedruckt, und sobald es wieder Papier und ein reinliches Geld gab, in den Spalten eines Periodikums, das die Fachwelt unterrichtete. Einige lasen es, und vielleicht gewann sein Name ein gewisses Ansehen davon. Was gab es sonst zu gewinnen für ihn und für diese Kollegin, mit der ein Zufall ihn hier zusammengebracht hatte und die bei der Lehrerswitwe untergekommen war?

Die Höhle wurde ausgeräumt, und zunächst half nur ein einziger Arbeiter den beiden. Die Funde waren zahlreich, denn die Höhle war zu verschiedenen Zeitabschnitten ein Wohnplatz gewesen; auch Knochen fossiler Tiere lieferten die entfernteren Gänge in ansehnlicher Zahl. Der Wegmeister erschien öfters, um nach dem Rechten zu sehen, und dabei beobachtete er insgeheim das seltsame Gespann. Von dem, was sie gruben und zusammenfügten, verstand er nicht viel und sah es auch nur daraufhin an, ob es sich für eine Schaustellung eigne; noch war er damit nicht sehr zufrieden. Aber was die zwei miteinander hatten oder gegeneinander, hätte er nebenbei gern herausgebracht.

Schade, daß man sie nicht zusammenbringen kann, dachte er. Und dabei würden sie zueinander passen wie Mönch und Nonne, dachte er weiter und mußte selber grinsen über seinen Witz. Hagmann sah ungefähr aus wie sein Name, nicht mehr sehr jung, einer von den lange verhinderten Studenten; doch war er umgänglich und geduldig, bloß hatte er lange Zeit offenbar nicht

viel zu lachen gehabt. Sie aber, die weibliche Person, sah so aus, als wollte sie überhaupt nicht mehr gerne lachen, und als wäre ihr auch nicht um das Verbergen dieser Absicht zu tun. Durchaus keine Person, mit der man Staat machen oder etwas anfangen konnte, wenn auch die Luft auf dem Berg gut und die Verpflegung fast wieder wie im Frieden war. Vielleicht hatte Hagmann nicht gerne mit ihr zu tun, und es war verfehlt gewesen, ihm diese Mitarbeiterin zu geben. Aber ein Chef fragt nach so etwas häufig nicht. Bald bestand eine spitze Höflichkeit zwischen ihnen, bald ein grober Schipperton. Manchmal gönnten sie sich kaum ein Wort.

Die Arbeiter kamen, und man fing an, den Eingang der Höhle zu säubern und Stufen zu legen, auch ein Parkplatz mußte ja entstehen, größere Erdbewegungen kamen in Gang. Hagmann und die junge Frau sammelten ein, sie packten ihre Funde in Kisten und legten Zettel dazu. Abends, wenn die Arbeiter gingen, schlossen sie ihren Kram in eine Hütte. Sie machten sich fertig, standen gebückt nebeneinander und kratzten ihr Schuhwerk ab. Hagmann hörte zuerst auf.

Sie blickte aus den Augenwinkeln und sagte böse: Möchten Sie sich nicht, bitte, noch etwas mit Ihren Stiefelsohlen beschäftigen? Ich kann es nicht leiden, wenn jemand steht und mich anstarrt.

Er sagte: Es tut mir leid. Ich habe Sie diesmal tatsächlich nicht angesehen. Sie irrten sich. In Wirklichkeit sehen Sie mich an.

Diesmal oder sonstwann, das ist mir gleich. Ich kann es nicht leiden. Suchen Sie sich, bitte, einen anderen Gegenstand aus.

Bitte nein, denn ich kann Ihnen diesen Wunsch nicht erfüllen.

Ach so, sagte sie noch leiser und strich einen Batzen Lehm grob an den Steinen ab und schleuderte einen zweiten noch gröber in den Wald: So eine kitschige Antwort hätte ich nicht einmal bei Ihnen gesucht. Da will ich Ihnen doch ein wenig aufhelfen. Sie kennen doch die Geschichte von dem Rauhebein, das hier umhertobte, und das man das Böse Wetter von Zollern hieß? Das hatte einen großartigen Wahlspruch. Weiß schon, dummes Zeug –, sagte das Böse Wetter von Zollern. Und das ist auch die einzige Antwort, auf die Sie von mir rechnen können. Das ist es genau, was ich halte von der Art von Unterhaltungen. Starren Sie meinetwegen das Titelblatt einer Illustrierten an, da kriegen Sie jede Menge. Ich bin nichts zum Anstarren. Ich bin dreckig, vor allem abends, und müde und schlecht aufgelegt, vor allem abends, und wie gesagt – Weiß schon, Dummes Zeug –, und ist das etwa dann delikat, einen anzustarren? Mich regt das auf, und vor allem, weil Sie dann gleich wie Parzival aussehen.

Haben Sie Parzival noch gekannt? fragte Hagmann trocken.

Seien Sie doch still. Es macht Sie lächerlich, sage ich, sofern ich mir überhaupt die Mühe nehme zu überlegen, wie Sie auf mich wirken. Haben Sie jetzt genug?

O nein. Nur weiter, heraus damit, sagte Hagmann trocken.

Richtig. Ich bin auch keinesfalls fertig. Also ich bin nicht Kondwiramur, sagte sie müde, und was da rundum sich bewegt, was meinesgleichen ist und Ihresgleichen, das hat mit den Leuten auf Pelrapeire auch bloß gemeinsam, daß es hungert und übel riecht, daß es Angst hat und böse Träume. Da gibt es nichts zu erlösen. Außerdem ist da immer schon einer dagewesen oder auch



zwei oder ein paar, ganz egal, jedenfalls reicht es aus, um sich und anderen das Gelüst zu verderben. Das alles, Sie und ich selbst, das sieht mich genauso an wie das Zeug in den Kisten dort, unsere wissenschaftliche Beute. Ist es nicht sowieso ein lächerliches und degoutantes Handwerk, das wir da treiben, in den Müllhaufen und Grablegen vergangener Zeiten zu kramen? Ein Haufe Knochen und Scherben, oberflächlich sortiert, das ist das Gleichnis für uns, das Ergebnis unserer Mühen. Sie haben die Wahl, wohin Sie sich einreihen wollen. Rezente Knochen und fossile Scherben. Fossile Knochen und rezente Scherben. C'est tout.

Donnerwetter, dachte er, die spricht aber viel. Der ist das sogar Ernst. Die hat tatsächlich genug. – Laut sagte er: So ein Gleichnis wäre noch nicht einmal original. Es ist schon dagewesen. Eine Stimme kam und fragte: Du Menschenkind, werden wohl diese Gebeine wieder lebendig werden? Und ein Rauschen geschah vom Himmel. Kommt es Ihnen bekannt vor?

Nein. Wo steht das?

Bei Hesekiel. Im siebenunddreißigsten.

Da kennen Sie sich auch aus? Ach. Parzival unter den Propheten.

Sie warf ihr Holzstück fort, mit dem sie ihre Schuhe bearbeitet hatte, richtete sich gerade und zog den Knoten ihres Kopftuches auf. Dann hob sie den Arm noch einmal, um mit dem Handrücken ihr Haar fortzustreichen, das ihr in die Stirn geriet. Nein, kein erhabener Anblick, der Mensch in einer zerrissenen Bluse, die das Waschen nicht oft mehr aushalten wird.

Es war Tage später, morgens, wärmlich, die Nacht hatte es geregnet. Das Gras stand hoch auf dem Waldweg, und die Schnecken krochen. Die zwei Assistenten hatten sich an den Weg, der zu ihrem Objekt führte, gewöhnt. Hagmann war meistens früher daran, dann blieb er stehen und wartete an der Ecke, wo man von der Lehrerswitwe heraufkam. Ihre Spuren liefen im Gras nebeneinander fort, sie traten die Spur immer tiefer. Sie wußten nicht viel über sich selbst, sie waren ja Wissenschaftler und konnten nicht alles merken. Sie hatten vieles verlernt, erst aus Hunger, dann aus Mangel an Zeit, aus Vergiftung, aus Verstand. Von den Brombeeren tropfte die Nässe, Perlen lagen in den harschen Blättern und brachen ein allgegenwärtiges Licht, nach dessen Quelle der Blick suchte. Die Ranken bogen sich, aber die Früchte hingen noch grün.

Sie sagte und trug ihre Schlosserhose zusammengefaltet über die Schulter geworfen: Das Versehen, mich du zu nennen, unterläuft Ihnen jetzt zu oft. Sonst wären Ihre Sitten besser geworden.

Sie können auch nicht verlangen, antwortete er, daß ein Mensch sein Heil in der dritten Person Pluralis anredet. In vielen Gesprächen haben Sie mir diesen Umstand erspart.

Selbstgespräche. Ich war daran nicht beteiligt.

Nein, immer gaben Sie Antwort. Jahrelang, in der Gefangenschaft, habe ich Gespräche mit Ihnen geführt. Glauben Sie, von der Verpflegung allein könne ein Mensch leben bleiben in der Gefangenschaft?

Hören Sie, brauchte es da nicht ein bißchen die Voraussetzung, daß wir uns vorher einmal gesehen hätten?

Warum denn? Es reicht doch, wenn wir uns hinterher begegnen.

Sie schwieg ein paar Schritte lang und sagte dann rüde: Begegnen, das ist auch so ein Wort. Ich will niemandem begegnen.

Und ich, sagte Hagmann, dulde es nicht, daß Sie mit Ihren Launen sich selber und mich erniedrigen. Glauben Sie vielleicht, dazu sei ich am Leben geblieben?

Sie bekam Tränen in die Augen und sagte: Und das hat wohl gar nichts zu sagen, danach fragen Sie nicht, ob Ihr liches Gespenst dem entsprochen hat, was Sie ihm da pränumerando andichteten? Was Sie sich da wohl so gedacht haben. Ach Gott. Jetzt ist die Pracht in Scherben. Da hätten ihr dableiben und besser aufpassen müssen.

Sie blieb stehen, holte tief Atem und sagte von Herzensgrund: Ihr mit eurem Scheißkrieg.

Jetzt wird es schon besser, sagte Hagmann zu sich und antwortete laut: Das ist alles gleichgültig. Es gibt nichts, das nicht neu werden könnte.

Neu werden? Jaja. Wenn das Schiff aus dem Berg kommt.

Die Arbeiten gingen zu Ende. Hagmann träumte, daß er mit Hedda die Höhle besuche, weil darin etwas vergessen worden sei. Sie stolperten lang, tasteten und riefen sich an, und endlich stieg er, Hagmann, gegen eine enge Stelle und spähte in einen Schacht. Hedda kam hinterher, sie stellte sich neben ihn, und beide leuchteten jetzt in die Tiefe. Die zwei Lichtbündel ihrer Lampen schrägten sich in der Schwärze: da schwamm unten das Schiff, blühend, weiß wie ein Sichelmond, und sein Mast rührte an die Decke. Ein Segel hing schleifend, mit anmutig wehenden Zipfeln herab.

Jetzt war die Höhle instandgesetzt, wie die Horgenlocher sich ausdrückten; es fehlten nur noch die zementierten Stufen, die Geländer und die endgültige Lichanlage. Die wissenschaftlichen Hilfskräfte konnten zurückkehren, ja der Wegmeister hatte sogar einen Wagen für sie besorgt, um die Ausbeute wegzubringen. Er selbst fuhr ihn, es war der Lieferwagen der Milchsammelstelle. Die zwei saßen ziemlich eingeklemmt bei ihm im Führerhaus, so konnten sie nicht allein miteinander reden. Hagmann sagte zu dem Wegmeister: Es dauert nachher einen Augenblick. Ich habe noch etwas festzustellen.

Was soll das denn sein?

Das Schiff. Es ist mir eingefallen, daß es dort drin sein muß. Meist bestätigt die Forschung solche alten Überlieferungen. Vielmehr die Forschung erhält Hinweise durch sie.

Ha. Sie sind gut aufgelegt. Wenn das Höhlendings Geld bringt, ist für uns das Schiff eingetroffen. Das ist unsere Beta-Terrasse. Haha.

Und wissen Sie was, rief Hagmann noch lauter, denn der Wagen ratterte und stieß, und er meinte Hedda. Ich trete Frau Löhr meine Entdeckung ab. Uralte Volkssage durch junge Prähistorikerin bestätigt. Ist das nicht gut? Das gibt im „Brennglas“ eine Schlagzeile und einen Bildbericht.

Dummes Zeug, sagte sie laut, aber es tat ihr weh. – Der Possenreißer, dachte sie jetzt.

Das käme im Radio, schrie der Wegmeister behaglich und fuhr fort: Sie sind aber froh, daß Sie hier fertig werden. Sie gehen gern. Sie sind gut aufgelegt.



Als sie eingeladen hatten, sagte der Wegmeister: Ach so, Sie wollten ja Ihre Entdeckung machen. Steigen Sie nur ein, denn das nächste Mal kostet es schon. Haha. Es darf aber nicht zu lange dauern, sonst ist der Zug hinaus. Ich gehe nicht mit, ich will lieber in der Wärme meinen Stumpen rauchen.

Was soll denn der Blödsinn, sagte Hedda, wurde rot und mochte aber doch nicht bei dem Wegmeister zurückbleiben. Hagmann ging ziemlich schnell vor ihr, so daß sie bloß murren und nicht viel sagen konnte, und hatte seine Lampe zu Boden gerichtet, damit sie den Weg sah. Tatsächlich, sagte er sich, da ist überhaupt die Stelle. Er stieg gegen den Riß hinauf, ohne umzublicken, und sie kam langsamer hinterher. Sie leuchteten, und die zwei Lichtbündel schossen ins Schwarze, schrägten sich und flossen zusammen.

Nichts Besonderes, sagte sie langsam. Eine Schwärze, und von der Wand trieft es.

Du brauchst bloß zu wollen.

Sie schüttelte den Kopf, aber doch lief sie nicht davon. Da steckte er seine Lampe weg, streckte vorsichtig den Arm vor und hielt seine Hand so, daß sie den Schein der anderen Lampe abfing. Hagmanns Hand wurde hell, gab einen Widerschein und leuchtete in ihr Gesicht zurück. Armes Gesicht. Herrliches Antlitz. Sie hatte die Augen geschlossen und gab kein Zeichen.

So ist es gut, sagte Hagmann ruhig. Auf die Weise siehst du deutlicher.

Sie antwortete nicht. Er sagte: Laß doch den Widerstand. Gib doch zu, daß du das Schiff siehst. Sag's. Man sieht ganz genau, was man sehen will.

Was man sehen will? Ha. Ganz alte Leimruten. Auf die gehen nur mäßige Wissenschaftler. Hinterher ist es Gift und Schaum.

Du hast selbst gesagt: Wenn das Schiff aus dem Berg kommt. Jetzt ist es Zeit. Meinst du, ich will hier umsonst gewesen sein?

Lieber Gott, sagte sie leise. Und zu Hagmann: Könntest du mich nicht doch vielleicht in Frieden lassen?

Im Unfrieden, meinst du. Den gibst du ungern her. Der ist dir wohl teuer wie ein Greuel, das Geld gekostet hat.

Sie schwieg.

Nun also, sagte er mit einer kurzen Stimme. Das Böse Wetter von Zollern sagt: Weiß schon . . .

Warte doch, sagte sie, und laß mich doch nicht einfach im Dunkeln stehen, du rücksichtsloser Mensch.

Auf der Stelle, sagte Hagmann. Los. Ist es das Schiff?

Was du willst, daß es sein soll.

Nichts kommt dem Menschen gleich, wenn er den andern nicht aufgeben will. Nichts kommt dem Menschen gleich, wenn er sich selbst nicht aufgibt. Eine Beute des Zufalls, geschändet von der Gewalt; ein Loch, das ein kleines Stück Eisen macht, eine geringe Geschwulst können ihn verderben: aber nichts kommt dem Menschen gleich, auch wenn er in schmierigen Schuhen dasteht und seine Bluse die Wäsche nicht mehr aushalten wird.

Der Wegmeister kam hinterher, denn sie hatten sich ja nicht weit vom Eingang entfernt. Er blieb aber stehen, sobald ihm das Tageslicht nicht mehr weiterhalf, und rief: Ist die Entdeckung bald fertig?

Jawohl, Herr Wegmeister, rief Hagmann zurück.

Draußen, ehe sie wieder einstiegen, stand die junge Frau am Wagen und hielt sich fest, solange sie die Sohlen durchs Gras zog. Der Lehm haftete zäh. Hagmann wartete, der Wegmeister saß schon und wippte den Stummel in seinem Mundwinkel, und der Motor lief geräuschvoll. Lieber Gott, sagte Hedda vor sich hin, hatte die Hände am Wagenkasten und vergaß sich. Ich danke dir, sagte sie leise, lieber Gott.

Hagmann hörte es und sagte ebenso leise: Mich könntest du auch ein bißchen mit anreden.

Sei stille. Dich geht das gar nichts an.

Junge Frau, sagte der Wegmeister leutselig im Anfahren, haben Sie tatsächlich etwas gesehen?

O ja, Herr Bürgermeister.

Jetzt, wo es fortgeht, sind Sie scheint's auch einmal gut aufgelegt, meinte der Wegmeister und dachte dabei: Das ist doch das erste Mal, daß ich das Weibsbild mit einer Farbe im Gesicht sehe und sie einen Witz machen höre. Und der ist noch nicht einmal von ihr.

Endlich kam nach den mageren Jahren die flotte Zeit, denn das Geld war gut geworden. Die Höhle, die Hagmann ausgegraben hatte, ging auf und wurde in Anwesenheit zahlreicher Vertreter hoher Stellen und vieler Verkehrsvereine eingeweiht. An Werbung hatte es nicht gefehlt, und man sah jetzt, daß die Unternehmer nicht zuviel verheißen hatten. Alles war wohl besorgt und neuzeitlich hergerichtet. Es gab Fernsprechanschlüsse, Lautsprecheranlagen und viele Buden, an denen Andenkenartikel verhandelt wurden.

Solange die Sommer währten und die Betriebsausflüge in Flor standen, fuhren die Omnibusse in ganzen Kolonnen vor. Motorradfahrer lärmten siegreich heran, stellten ab und sahen sich um, wo es Eis am Stengel für ihre erhitzten Freundinnen gab. Es erwies sich sogar das Bedürfnis, eine Tanzfläche zu errichten. Bier, Mineralwasser und Coca-Cola wurden in wünschenswerten Mengen verbraucht.

Durch das Getümmel stiegen ansehnlich und zufrieden die Horgenlocher, die den Dienst versahen. Sie hatten ihre Sonntagsanzüge an, eine Schirmmütze auf dem Kopf, in der Hand einen Spazierstock, wie ihn Parkwächter gebrauchen. Die Besucher wurden in geschlossenen Haufen eingelassen und durchgeschleust, wobei ein Führer voranging, ein anderer aber hinten aufpaßte, daß niemand zurückblieb. Die Gäste brachen sich gerne einen Tropfstein als Andenken ab oder versuchten, einen fossilen Backenzahn einzustecken. Ein Dunstfaden aus Bier, Schweiß und Frauenkleidern hielt sich noch lang nach den Führungen in der Kellerluft. Die Führer gaben ihre Erklärungen und verschafften sich Abwechslung, indem sie die Maße variierten, die sie den vorzeitlichen Bewohnern dieser Gänge und Kammern zusprachen. Alles belegten sie durch Berufungen auf berühmte Fachgelehrte, wobei der Name Hagmanns öfters mit Achtung genannt wurde. Sie nannten ihn sogar Professor, obwohl er damals noch längst kein Professor war.

Allmählich aber, wie die Jahre verstrichen, zog der Verkehr sich wieder zurück, denn der Wohlstand und die Verkehrsgesellschaften verkürzten die Wege zu weit aufregenderen und annehmlicheren Orten. Es kamen Tage, an



denen der Platz vor der Höhle leer blieb und kaum ein Wagen dort parkte. Selbst Schulklassen mit ihren Lehrern stellten sich wenige mehr ein; und Familien, die mit Kindern dort ankamen, um ihren mitgebrachten Vorrat zu verzehren, gab es kaum mehr. Man erwog in Horgenloch, die Höhle, die kaum mehr die Kosten des Unterhalts abwarf, wieder zu schließen.

Um diese Zeit kam eines Tages Hagmann wieder angefahren und stellte seinen Wagen, ein bescheidenes Fahrzeug, das nirgends auffiel, neben dem Eingang ab. Er stieg aus und blieb sogleich stehen, den Platz betrachtend, denn er hatte ihn ja in dieser Gestalt nicht mehr kennengelernt. Es war zu Ende des Spätsommers, ein freundlicher, aber schon matter Tag, vielleicht der letzte, an dem die Höhle noch dem Publikum offenstand. Deshalb nahm auch der Wegmeister, jetzt schon bei Jahren, den Dienst wahr, saß und blinzelte und ließ sich bescheinen. Er versah diese Verrichtung mehr aus wehmütiger Liebhaberei, als weil er es nötig gehabt hätte. Schließlich hing sein Herz an dem Ort, der seine großen Tage gesehen hatte, und er sah diese letzte Amtstätigkeit für einen Abschied an. Dennoch war dieses Werk seiner Tage nicht vergeblich gewesen. Es hatte der Gemeinde geholfen, alle Schulden los zu werden, ja es blieb ihr sogar ein kleiner Wohlstand zurück.

Der Wegmeister kannte Hagmann nicht sogleich wieder. Abgesehen davon, daß seine Augen nachgelassen hatten, waren ja beide auch ziemlich gealtert und hatten inzwischen mit mancherlei andern Gesichtern zu tun gehabt. Und doch sah im Grunde Hagmann auch damals noch immer ungefähr so wie sein Name aus, mager und lang und unauffällig, so unauffällig, daß er wie alle andern im Wagen fuhr.

Bekommen Sie einen Eintritt, der Herr? fragte der Wegmeister, indem er geschäftsmäßig den Daumen leckte.

Nein, danke, Herr Bürgermeister, sagte Hagmann, heute nicht. – Da erkannte ihn sein alter Wirt.

Das ist einmal eine Freude, sagte der Wegmeister, erhob sich und angelte nach seinem Wächterstock, gleichsam dieser Freude dienstlich Ausdruck zu geben. Und Sie wollen nicht einmal eine Karte kaufen? Ich hatte mich schon gefreut und gehofft, es nehme mir heute noch jemand eine ab. Auch keine Freikarte?

Ich steige nicht mehr ein. Ich steige auch nicht mehr auf Berge und über Wiesen.

Ja, ich sehe, Sie fahren jetzt. Was Sie nicht sagen! Wissen Sie noch, wie Sie am letzten Tag noch eine Entdeckung machen wollten da drunten? Ha. Sie haben doch manchen Spaß gemacht. Damals am letzten Tag waren Sie gut aufgelegt. So gut aufgelegt habe ich Sie vorher nie gesehen. Dann sind Sie abgereist. Warum hat man nie wieder etwas von Ihnen gehört?

Ja, sagte Hagmann.

Was ist aus dem Fräulein geworden? Ehrlich gesagt, ich hatte immer gedacht, aus Ihnen würde vielleicht noch ein Paar. Das hätte auch eine Betatterasse gegeben. Ha. Wissen Sie noch? So haben wir damals immer gesagt.

Frau Löhr, sagte Hagmann in gleichmütigem Ton, ist nicht mehr am Leben. Die Woche, nachdem wir hier abgeschlossen hatten, war sie schon tot.

Was Sie nicht sagen. Ach. Das tut mir leid. Aber ich denke, sie ist damals schon krank gewesen. Sie hat mir immer einen leidenden Eindruck gemacht.

Vielleicht. Es war aber keine Krankheit. Es war ein Verkehrsunfall.  
Ach. Heute ist wirklich keiner mehr seines Lebens sicher.

Ja, sagte Hagmann.

Soso. Ja, das war ein böser Schluß. Und jetzt kommen Sie ganz per Zufall vorbei, Herr Doktor? Als wir hier die große Zeit hatten, haben Sie uns nicht besucht.

Es gibt immer viel zu tun, sagte Hagmann.

Den neuen Steinbruch haben Sie im Herauffahren auch wohl gesehen? Die Wilxinger haben ihren Anteil am Berg verkauft, und jetzt werden Steine gebrochen. Sie werden am Ende noch unsere Höhle anbrechen. An der Bärenhalde sind sie schon.

An der Beta-Terrasse, verbesserte Hagmann und versuchte zu lächeln.

Tatsächlich! sagte der Wegmeister. Das Schiff ist übrigens, solange sie da brechen, noch nicht herausgekommen.

Im Gegenteil, sagte Hagmann. Wahrscheinlich ist es schon davon.

Ich verstehe Sie, sagte der Wegmeister und tat fein. Das Beste sieht eben für jeden anders aus.

Ja, sagte Hagmann, es kann ein Mensch sein, der eine zerrissene Bluse anhat.

Der Wegmeister schickte sich an zu lachen, aber da kam ein Zweifel ihn an, ob es sein Gast auch diesmal auf einen Witz anlege. Er war ja auch ältlich geworden, und das Lachen saß ihm nicht mehr so locker; so blieb er sitzen und blinzelte gedankenlos weiter in das matte Licht.

RUDOLF HARTUNG

## Einfälle und Figuren

*Manche Gedanken:* Lautloser Flug einer Fledermaus vor dem Balkon deines Schlafs.

*Zumutung:* Er kämpfte allein mit einem mächtigen Gegner und tötete ihn, doch niemand konnte den Erschlagenen sehen. Zum Beweis hielt er den Zweiflern seine blutigen Hände vor.

*Goldregen:* Mythologische Träumerei der Natur.

*Einbildung:* Er war sehr stolz darauf, ein Thema gefunden zu haben. In Wahrheit hatte er seinen Stolz zum Thema gemacht.

*Jargon:* Die Sprache stülpt die Hemdsärmel hoch.

*Vor Wasserfällen:* Um am Leben zu bleiben, müssen die Gedanken sich in Möwen verwandeln.



*Peinliche Überraschung:* Manchmal werden wir im Gespräch mit einem sehr klugen Menschen plötzlich imbezil: er hat es verstanden, uns auch noch seine eigene Dummheit aufzuhalsen.

*Hoffnung beim Anblick grünen Schilfes:* Du wirst aus jeder Welt in den Morgen dieser Erde zurückkehren.

*Gram eines Epikers:* Odysseus ist in wenigen Flugstunden in Ithaka.

*Gespräche (I):* Man schöpft die Brunnen aus; du wirst das verarmte Land nicht mehr betreten.

*Moderne Naturlyrik:* Aufgeschlagene Lexika der Botanik und Zoologie, in denen der Wind blättert.

*Echo-Antwort:* „Warum kommst du so spät nach Hause?“ – „Nach Hause?“

*Abstraktion:* Noch einen Schritt weiter, und du landest in der Küche.

*Chimäre:* Man bekämpft etwas in der Welt, weil man es für schlecht, das heißt für nicht gut hält. Wäre nur das Gute wirklich existent, so stürmten wir mit eingelegten Lanzen für immer ins Leere. Vielleicht ist dies einer der Gründe, warum der Kampf gegen das Böse in der Welt niemals endet.

*Literaturgeschichten:* Vorführung von Bomben, die ein geschulter Sprengmeister entschärft hat.

*Gespräche (II):* Transfusionen, ohne daß man die Blutgruppen bestimmt hat.

*Eisblumen:* Manche Kunstwerke: mit frostigem Material werden vegetative Gestalten nachgebildet.

*Konsequenzen:* In einem unbedachten Augenblick reimte er „Kerzen“ auf „Herzen“. Wie auf ein Klingelzeichen trugen unsichtbare Diener sofort alle Requisiten aus der lyrischen Rumpelkammer herbei. Den Rest seiner Tage verbrachte er mit Abstauben; er nannte es: Dienst an der Sprache.

*Umkehrung:* Manche Wörter und Sätze beziehen eine geheimnisvolle Beschwörungskraft aus der Tatsache, daß in ihnen ein Urvorgang sich immer wieder darstellt. So dröhnt in dem Satz „Es gibt keine Rückkehr“ noch immer der Schlag, mit dem sich nach der Vertreibung die Pforten des Paradieses weithin hallend schlossen. – Kehrt man die Zeitenfolge um, so kann man auch sagen, daß der sonore Klang dieses Satzes in einigen Jahrtausenden die Mythe erschuf: das Paradies, die Vertreibung und die sich schließenden Pforten.

*Unfair:* Ein Kritiker, der sich von einem Autor ein Messer ausleiht, um ihn damit abzuschlachten.

*Wasserzeichen:* Die Dichtung löst das Versprechen der Sprache ein, indem sie die Wörter wie Banknoten gegen das Licht hält -: die Brüste der Natur werden als Wasserzeichen sichtbar.

*Abnung:* In manchen Augenblicken fürchten wir den Tod nicht -: wir schweben so hoch, daß wir das Leben als Kugel sehen, von der aus es keinen Sturz ins Nichts geben kann.

*Traum:* Er war in seinem Garten eingenickt und hörte im Halbschlaf, wie ein Spaziergänger draußen auf der Straße mit einem Stock auf das Pflaster stieß. Im Traum verwandelte er sich in einen der Engel, die mit gezogenem Schwert die Pforten des Paradieses zu bewachen hatten. Erwachend blickte er auf: der Wind rauschte im lichten Grün der Bäume; eine Amsel sang.

CLEMENS PODEWILS

## Im Herbst zu singen

*Das Farnkraut ist welk, seine Fächer sinken zu Boden:  
Flammen, gewirkt in den dunklen Mantel der Heide,  
Deren Blüten nur noch ein Hauch ist  
Und schon entschläft an den Hängen.*

*Die Hügel gebn hin unter dem Himmel,  
Klingen, dunkel gewölbt ins Licht.  
Alles Grünende ist falb geworden,  
Metall das Laub, Kupfer und Gold.  
Fern wohnt, im kristallinen Haus,  
Unter der Kuppel des Abends  
Das Licht.*

*Hügel, Fels und Baum schweigen ihr Dasein,  
Der Umriss spricht es gelassen aus.  
Die Dinge liegen zutage, die Muster,  
Gebreitet nah und fern.  
Auge, kreisend über dem Scheitel,  
Eines Adlers Auge im Zenit!*



Wer kann dich erkennen, finden unter der Vielgestalt,  
Harfe, die klanglos weilt?  
Aller Ton ist beschlossen in dir,  
Aber die Saiten geben ihn nicht preis.  
Kein Wind fährt durch ihr Gitter,  
Und es fehlt die Hand, sie zu rühren.

Die Vögel haben sich untereinander verständigt,  
Ihre Scharen sind aufgebrochen.  
Sie kommen am Himmel gezogen und rufen zur Nacht,  
Und der Keil ihrer Ordnungen weist nach Süden.

Inseln rauschen vom Schlag ihrer Schwingen,  
An den Küsten fallen sie ein.  
Im Brand afrikanischer Sonne,  
An den Flüssen tönt ihr Geschrei.  
Aber sie nisten nicht:  
Es ist Winter in der Heimat des Herzens.

Zwischen Felsen, unter dem Erlengebüsch  
Der Bach springt zutal. Vergilbtes Laub.  
Ein Blatt fiel herab auf die Flut.  
Die Welle hat es mitgenommen,  
Über Wirbel tanzt es,  
Ein Reigen von Erinnerung und Vergessenem.

Die Sonne steht über dem Land,  
Feuer ist entfacht  
Auf Wassern, die rasch enteilen.  
Im Granit, wie Frühtau, blitzen Kristalle,  
Von Wärme schwillt die Nacht des Gesteins.  
Sein Alter ist leuchtend geworden.

Am Bach zu ruhn. Rauschen geht über das Herz hin,  
Wolken, Wirrnis und Traum.  
Ein Pfeil hat mich geweckt,  
Durch die Luft eines Pfeiles Spur.  
Über Fels und Stufe springt die Forelle,  
Zu laichen bei den Quellen,  
Wo kein Feind ihr folgt.

*Schwellen, Schwinden – des Jahres Gang,  
Und fern ist, nur ein Gedenken der Frühling.  
Träne, Schwermut des Unwiederbringlichen!  
Das Heitere aber stiftet der Herbst,  
Oktober, der die Frucht reift:  
Kein Drang ist in ihm nach anderen Tagen.*

*Das Farnkraut ist zu Boden gesunken,  
Das falbe Blatt entführt.  
Sonne steht über dem Alter der Steine,  
Feuer im Gleiten der Flut,  
Und die Flamme verzehrt sich nicht.*

REINHARD LAUTH

## Die „verwirtschaftete“ Humanität

Grundvoraussetzungen der philosophischen Weltanschauung von Karl Marx

Karl Marx hat seine philosophische Laufbahn begonnen als überzeugter Hegelianer. Wie ich zeigen will, ist Marx auch in fast allen wesentlichen Punkten den Grundvoraussetzungen Hegels treu geblieben, so daß man seine Philosophie mit Fug als eine besondere Ausgestaltung der Theorie Hegels bezeichnen kann. Man könnte mit vollem Recht sagen, daß die Philosophie von Karl Marx ein auf die Erde zurückgebrachter *Hegelianismus* sei, daß sie das darstelle, was der Hegelianismus werden mußte, wenn er sich realisieren wollte. Sie verhält sich zur Theorie Hegels nicht unähnlich wie die „Gesetze“ Platons, die die Praxis seiner Politik darstellen, zu dem rein theoretischen „Staat“.

Die erste Grundvoraussetzung, die Marx von Hegel übernimmt, ist die von der *Geschichtlichkeit allen Seins*. Die Geschichte wird von ihm im Sinne Hegels aufgefaßt als ein notwendiger und zugleich sinnvoller Prozeß einer ständigen Höherentwicklung, der deshalb auch Fortschritt genannt wird. Man könnte sogleich fragen, ob die Verbindung der Notwendigkeit und der Sinnhaftigkeit nicht einen Widerspruch darstelle, und man könnte sehr vieles aus der Geschichte des Marxismus bis auf den heutigen Tag beibringen, was diesen Widerspruch aufdecken würde. Bisher ist er immer nur durch einen Verbal-Kompromiß überdeckt worden. Marx fußt in dieser Annahme, wie schon gesagt, auf Hegel, so daß die Herkunft dieser merkwürdigen Verbindung höher hinauf gesucht werden muß.

Die Philosophie Hegels stellt nämlich als solche das letzte Erzeugnis der sogenannten deutschen idealistischen Schule dar. Bis heute ist dank der späteren



Hegelinterpreten und auch dank der Interpretation, die Hegel selbst seiner Philosophie gab, die Auffassung kursiv, daß jene einheitliche, folgerichtige Entwicklung vom Ansatz des Idealismus in der Philosophie Kants über Fichte und Schelling zu Hegel geführt habe. Dieser Auffassung müssen wir entschieden widersprechen. Vielmehr liegt zwischen Kant und Fichte auf der einen Seite, Schelling und Hegel auf der anderen ein entschiedener Bruch. Die beiden letzteren sind vom Höhenweg der mit Descartes eingeleiteten neuen philosophischen Entwicklung abgefallen und haben ihre tiefsten Intentionen fallengelassen. Dieser Bruch beginnt mit der „Darstellung meines Systems“ von Schelling aus dem Jahre 1801, mit der sich dieser von Fichte trennte und seine sogenannte Identitätslehre der von ihm als „Reflektiersystem“ bezeichneten Fichteschen Wissenschaftslehre entgegensetzte.

Hegel, der mit Schelling befreundet war und die Auseinandersetzung verfolgte, scheint Schelling über diese Differenzen erst recht den Star gestochen und ihn im Trennenden ganz wesentlich bestärkt zu haben. Er veröffentlichte im gleichen Jahre eine Schrift, betitelt „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie“, die selbst Schelling zu weit ging, so daß er sich von ihrem Inhalt lossagte (Brief an Fichte v. 3. 10. 1801), während Fichte sie als „Gerede“ abtat. Der wesentlichste Differenzpunkt zwischen Kant und Fichte einerseits, Schelling und Hegel andererseits, ist der, daß Kant und Fichte keine Monisten sind, sondern von einem zweifachen Ansatz ausgehen, der Natur *und* der Sittlichkeit, wobei sie letzterer einen relativen Primat zugestehen. Nach Fichte, der für uns hier besonders in Frage kommt, da er der Begründer der dialektischen Denkweise des deutschen Idealismus ist, steht die Sphäre des Deduktiv-Systematischen derjenigen der werthhaften Freiheit gegenüber, für die sie zuletzt begründet ist, während Gott (das Absolute) überdisjunktiv über beiden Sphären steht. Außerdem betonte Fichte nachdrücklich, daß aus der Gesetzmäßigkeit des Bewußtseins die spezifische Gesetzmäßigkeit dieser Sinnenwelt, die von uns induktiv gefunden wird (und nicht logisch-deduktiv zu entfalten ist), nicht zu begründen ist. Nur das Bewußtsein (auch Wissen genannt) entfaltet sich gesetzmäßig und apriorisch, und zwar infolge seines wesenhaft reflexiven Charakters, dialektisch („Das Sehen sieht sich“). Hegel glaubte nun auch die spezifische Gesetzmäßigkeit der Welt apriorisch entwickeln zu können, und zwar bis in jede Einzelheit, bis zu der Anzahl der Monde des Planeten Jupiter hin. Fichte rügte dieses Verfahren, „durch Einfälle in das Innere der Natur einzudringen und sich dadurch (...) der leidigen, gegen alle unsere vorgefaßten Systeme ausfallen könnenden Versuche zu überheben“ und betonte, hierdurch würden bestenfalls die experimentell gefundenen Tatsachen und Gesetze „in eine allegorische Form gezwängt, in welcher Einzwängung nun eben die vorgebliche Deduktion besteht“ („Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, 8. Vorl.).

Schelling und Hegel gingen aber noch weiter, indem sie die werthhafte Freiheit als eigenständige Sphäre auflösten und ihre Erscheinungen aus der Gesetzmäßigkeit des Einheitsprinzips „erklärten“. Nach Fichtes Ansicht bedeutete dies einen Rückfall vom Transzendentalismus in „Naturphilosophie“, der konsequent zur Leugnung jeder echten sittlichen Freiheit und ihres Primats wie auch zu der Lehre führen müsse, daß die Welt „durch den Umweg des Begriffs“ „wieder in sich zurückgeht“ (Nachgel. Werke, III, 7). Tatsächlich sah

sich Schelling, als er gegen 1809 endlich begriff, daß er durch seine Identitätsphilosophie die Freiheit preisgegeben hatte, gezwungen, diese seine, nunmehr als negativ bezeichnete Philosophie durch eine „positive“ zu ergänzen; während Hegel auf dem eingeschlagenen Wege konsequent fortfuhr und erklärte, daß das Wirkliche so ist, wie es sein soll. Marx geht von diesem Hegelschen *Monismus* aus, ohne auch nur zu ahnen, welche Vorgeschichte dieser hat, und verfällt deshalb im Weiterdenken auch allen dargestellten Folgen des Hegelschen Ansatzes, ohne sich über das Geschehen im klaren zu sein. Er baut also alle seine Gedanken auf der fehlerhaften Voraussetzung auf, daß das Gesetz der Wirklichkeit dialektisch ist (während nur das Gesetz des Bewußtseins dieses ist) und daß sie einen zugleich sinnvollen und notwendigen Prozeß darstelle (während alles Sinnhafte sich letztlich nur aus der werthhaften Freiheit erklären läßt).

Eben weil Marx von der Hegelschen *monistischen Dialektik* ausgeht, ist ihm auch wie diesem alles Wirkliche logisch, d. h. prinzipiell dialektisch-systemhaft erfaßbar. Und zwar erfolgt eine richtige Erkenntnis nur aus dem richtigen dialektischen Stand des seinerseits ja selbst in die Einheitsdialektik des göttlichen Begriffs eingegliederten Erkennenden. Darum ist Marx fest überzeugt, daß die kommende Entwicklung wissenschaftlich vorausgesagt werden kann. Denn systemhaft-deduktiv nicht faßbare freie Wirksamkeiten werden von ihm ja geleugnet.

Dieser Panlogismus ist für Marx deshalb so wesentlich, weil er als Hegelianer notwendig *Optimist* ist und alle Teilentwicklungen im Gesamtprozeß der Selbstvollendung des Einheitsgrundes sieht. Das im Augenblick Unsinnige erscheint von dem jeweils späteren, richtigen Stand- und Blickpunkt aus als wünschenswert. In diesem Sinne kann Marx sich in seiner „Judenfrage“ über den auf die Spitze getriebenen Schacher des Judentums als über eine fortschrittliche Leistung freuen und die Geistigkeit Deutschlands als Rückständigkeit brandmarken. Aus diesem Gesichtspunkt prägt er auch die Formel „je schlimmer, desto besser“, weil er bedingungslos jedes Teilmoment dem Gesamten opfert.

Denn mit dem Hegelschen Monismus übernimmt Marx auch noch eine weitere Voraussetzung, nämlich seinen *Akosmismus*. Indem Hegel die beiden konstitutiven Prinzipien Freiheit (Sittlichkeit) und Gesetzmäßigkeit (Natur) in einer Einheit (Begriff) zusammenfaßte, mußte er diesen Begriff notwendig mit Gott identifizieren. Nun ist bei allen Gleichungen von dieser Art (Gott = Begriff) immer die Frage zu erheben, welche Seite in welche absorbiert wird. Bei Hegel wird es zweifellos Gott im Begriff. Und Lenin bemerkt nicht umsonst erfreut, daß das Attribut „göttlich“ Hegel in seiner „Logik“ nur noch sehr selten und zufällig unterkommt. Ich weiß, daß Iljin in seinem ausgezeichneten Hegelbuch gerade den Umstand, daß Hegels Philosophie eine „kontemplative Gotteslehre“ sei, mit Nachdruck wieder hervorgehoben hat, muß aber dennoch gegen Iljin geltend machen, daß in der geschichtlich vor allem wirksam gewordenen Spätphilosophie Hegels der „religiöse“ Impuls weitgehend erloschen und die ursprüngliche Intention zum Teil in ihr Gegenteil verkehrt ist. Was Hegel in seiner „Philosophie der Weltgeschichte“ als Theodizee ausführt, spottet jeder Religion, und eine irgend sorgfältige Interpretation des § 270 seiner „Rechtsphilosophie“ würde leicht zu zeigen vermögen,



wie die in der *Vergöttlichung des Staates* kulminierende und die Kirche zum Staatsdepartement erniedrigende Lehre Hegels nahtlos an den Marxschen Atheismus anschließt.

Von Hegel übernimmt Marx aber vor allem eine Voraussetzung, die als die Generaldominante seiner gesamten eigenen philosophischen Entwicklung bezeichnet zu werden verdient: die unbedingte *Überordnung des Allgemeinen über das Besondere und Einzelne*. Bei Hegel war das eine notwendige Konsequenz seiner Leugnung der Freiheitssphäre und seines akosmistischen Panlogismus. Alles Einzelne konnte ihm nur noch als Teilmoment im Entwicklungsgang „Gottes“ erscheinen und nur als solches von Belang sein. Soweit es nicht einmal diese Rolle spielte, fiel es für Hegel überhaupt aus der Wirklichkeit heraus und wurde ins Nichts abgeschoben. „Dabei, daß einzelne Individuen gekränkt (werden), kann die Vernunft nicht stehenbleiben“, schreibt er (in der „Phil. der Weltgesch.“). „Es kann auch sein, daß dem Individuum Unrecht geschieht; aber das geht die Weltgeschichte nichts an, der die Individuen als Mittel in ihrem Fortschreiten dienen“ (man denke einen Augenblick an Kants Ethik, nach der der Mensch niemals zum bloßen Mittel degradiert werden darf!). „Die Individuen werden aufgeopfert und preisgegeben“ (ebenda).

Genauso denkt Marx, dem nur solche, die mit seinem Entwicklungsgang und seiner Theorie sehr wenig vertraut sind, Menschenliebe als Triebfeder seiner Lehre unterschieben können. Auch der Umstand, daß Marx in den „Privaten Aufzeichnungen zur Kritik des Hegelschen Staatsrechts“ gegen den Staat polemisiert und seine Auflösung als einer Form der Entfremdung fordert, bedeutet keinen Einwand gegen seine generelle Überordnung des Allgemeinen. Denn dort wird der Staat als Überbau nur vom *Standpunkt der Gesellschaft* aus kritisiert, die letztere aber bedingungslos als Wahrheit anerkannt. Ja, Marx geht so weit, daß er das Individuum, die Persönlichkeit im vollen Wortsinne, leugnet. Er kennt überhaupt nur *einen* Menschen, den gesellschaftlichen. Das sich entwickelnde Allgemeine ist für ihn nämlich nicht mehr der Hegelsche Begriff, sondern die Gattung, und die Gattung ist für ihn plural gefaßt, nicht dual wie bei Feuerbach.

Ich möchte auf zwei Dinge besonders aufmerksam machen. Die *Leugnung der Persönlichkeit*, ja die Unfähigkeit, überhaupt so etwas wie eine freie, sittlich verantwortliche Persönlichkeit zu denken, ist bei Marx eine notwendige Folge des Hegelianismus. In einer Philosophie, die keinen persönlichen Gott mehr kennt, durch dessen Anruf und aus dessen Prägung (Ebenbildlichkeit) der Mensch ja erst als Persönlichkeit (als echtes Ich) entsteht, in einer Philosophie, die in Konsequenz auch keinerlei eigene Sphäre sittlicher Freiheit mehr einräumt, kann der Mensch nur noch Natur sein, determiniertes Teilmoment des einen kosmischen („göttlichen“) Prozesses. Es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal nur zusammenzustellen, was Marx von 1839 bis 1845 überhaupt über den Menschen zu sagen hat. Es ist erschütternd wenig. Sein Mensch ist nur ein schemenhafter Schatten. Religiosität ist für ihn nur transzendenter, illusorischer Egoismus, verstecktes und Verstecken spielendes Verlangen nach sinnlichem Glück; über den Tod weiß Marx nur den abstrakten Unsinn zu sagen, daß er „ein harter Sieg der Gattung über das Individuum ist“, aber der Einheit der Gattung nicht widerspricht („Philos.-ökonom. Manuskripte“,

MEGA, S. 117). Der Geliebte ist ihm in der Liebe zwischen Mann und Frau nur „sinnlicher Gegenstand“, Liebe etwas (unchristlich) Materialistisches („Heilige Familie“); und so macht denn die Cancantänzerin in Paris auf Marx „den erhebenden Eindruck einer offenherzigen, menschlichen Sinnlichkeit“ (ebendort, Erstaussgabe S. 97); das Höchste für seine Gefühle scheinen noch die seriös diskutierenden Arbeiter in ihren Assoziationen gewesen zu sein. Alles andere, was den Adel des Menschen ausmacht, wird von ihm nur ununterbrochen „entlarvt“ und herabgezerrt. Das ist also alles, was vom Menschen bei Marx übrigbleibt, der deshalb auch kein Verständnis für Proudhon aufzubringen vermag, der seinen Sozialismus als Verwirklichung der Gerechtigkeit, d. h. der gegenseitigen Achtung der Persönlichkeit, konzipiert. Gerade das, was Marx dem Spiritualismus (zu Unrecht) vorwirft, daß er „eine völlige Unwirklichkeit des Menschen, eine völlige Wirklichkeit des Unmenschlichen“ sei („Heil. Familie“ Orig. Ausg., S. 54), trifft auf seine Lehre in vollstem Maße zu.

Das zweite, was mir wesentlich erscheint, ist, daß die berühmte Feuerbachsche Umkehrung Hegels, die Marx in seiner Umdeutung des „göttlichen Begriffs“ mitmacht, sicherlich heute immer noch weit überschätzt wird. (Man ist hier allgemein durch Ausführungen von Engels, die dieser *nach* dem Tode von Marx gemacht hat, beeindruckt.) Feuerbach hat den Primat des Allgemeinen bei Hegel ernstlich nicht angegriffen. Jedenfalls ist dieser Primat bei Marx nicht „umgekehrt“. Allerdings soll an die Stelle des Hegelschen Begriffes die Sinnlichkeit, die Materie, die Gattung treten. Aber was bedeutet das schon, wenn diese nicht als einmalige Existenz, sondern ebenfalls als Allgemeinheiten gemeint sind und denselben dialektischen Entwicklungsweg durchlaufen sollen, wie der Begriff bei Hegel. Lenin hat einmal gesagt, niemand könne ein guter Marxist sein, der nicht Hegels „Logik“ gründlich studiert habe. Tatsächlich sieht die Marxsche Gattung (resp. Materie) dem Hegelschen Begriff verzweifelt ähnlich, und es möchte sehr schwerhalten, einen entscheidenden Unterschied aufzuweisen. Marx schreibt zwar: „Daß das physische und geistige Leben des Menschen mit der Natur zusammenhängt, hat keinen anderen Sinn, als daß die Natur mit sich selbst zusammenhängt“, „der Mensch ist ein Teil der Natur“ (Philos.-ökonom. Manusk., MEGA, S. 87), aber er bezeichnet zugleich die Natur, die Materie, als den anorganischen Leib, das „Lebensmittel“ des Menschen, die erst durch den gesellschaftlichen Menschen menschliche Natur wird. „Die *Gesellschaft* ist die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Resurrektion der Natur, der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur“ (ebenda, S. 116). „Denken und Sein sind also zwar *unterschieden*, aber zugleich in *Einheit* miteinander“ (S. 117), denn „die unmittelbare *sinnliche Natur* für den Menschen ist unmittelbar die menschliche Sinnlichkeit (ein identischer Ausdruck)“ (ebenda, S. 123). Was hatte Hegel anderes gesagt? Sein „Begriff“ war ja auch nicht das, was man gewöhnlich unter diesem Wort versteht, sondern alles in allem, auch die Natur, vollendet aber staatliche Gesellschaft.

Schon Fichte hatte immer wieder darauf hingewiesen, „daß von der einfach sich äußernden Naturkraft zu einer Einkehrung derselben in sich selbst zur . . . Reflexion es gar keinen denkbaren Übergang gebe“ („Die Tatsachen



des Bewußtseins“, SW II, 619). Dieser Übergang kann also nie begreiflich, gar als logisch notwendig einsichtig gemacht werden, sondern wird immer nur kühnlich behauptet, allerdings von vielen *scheinbar* dialektisch entwickelt. Das bedeutet aber, daß man sowohl das Grundfaktum (die sogenannte Materie) als auch die dialektische Entwicklung nie scharf fassen wird noch kann; es bleibt also immer nur das *Verfahren der Mystifizierung*, und gerade bei einem solchen scheinwissenschaftlichen Verfahren läßt sich eben wegen der Unschärfe des Behaupteten alles in dasselbe hineinpraktizieren. Wenn sich alles aus der Materie entwickeln soll, so muß man schließlich in sie und ihr Gesetz dieses alles hineinlegen. Wo ist sie dann noch vom Hegelschen Begriff verschieden? Das Wesentliche dieses Begriffs: Allgemeinheit und dialektische Entwicklung, bleibt auch der Marxschen Materie. Die *inhaltliche* Unbestimmtheit dieser Materie ist denn auch ein Erbstück des Marxismus geworden (vgl. Wetter, „Der dial. Materialismus“, S. 320 f.).

Man könnte aber mit Recht *einen* Unterschied hinsichtlich des Allgemeinen und seiner Gesetzlichkeit bei Marx und Hegel finden: nämlich den, daß Marx das Geschehen des Allgemeinen wesentlich als *Produktions*prozeß faßt. Hegel, noch abhängig von der Bewußtseinslehre Fichtes und beeinflusst von der Auffassung des Allgemeinen als Begriff, hatte die Entwicklung dieses Begriffs im wesentlichen doch als eine theoretische aufgefaßt. Der Begriff entfaltet zunächst des Reich der Wesenheiten, fällt dann ab und entfremdet sich seiner selbst im Anderssein der Natur, erhebt sich aber langsam wieder aus dieser zum Bewußtsein und zum gesellschaftlichen Leben, in welchem als höchste Vollendung das Reich der Wesenheiten (als „Logik“) wieder gedacht wird, womit der Begriff in sich selbst zurückkehrt. Marx sieht das Wesentliche der Entwicklung im Produzieren. Die Gattung ist ein Insgesamt von Bedürfnissen, von Wesenskräften, die zur Entfaltung drängen, d. h. zur Existenz, und zwar zu einer Existenz, die das Wesen verwirklicht. Die Entfaltung geht dialektisch gesetzmäßig über eine *Entfremdung der Wesenskräfte* zur Wiederzurücknahme dieser entfremdeten Elemente. Da nun das Geschehen für Marx grundsätzlich Produktion ist, so geht die Entfremdung vor sich als Veräußerung von Produktionskräften, und zwar letztlich in der Form von Kapital. Das Kapital ist sächlich gewordene, dem Menschen ausgekommene Arbeit, die nun ihrerseits die lebendige Arbeit unterdrückt. Nur konkommittierend ist die Veräußerung auch theoretische Veräußerung, z. B. in religiöser Form als Veräußerung von Gemütskräften in einen vom Menschen geschaffenen „Gott“. Grundlegend ist die *Veräußerung der Produktion*. Würde diese rückgängig gemacht, so fielen auch alle anderen Veräußerungen, die nur mitlaufend sind, dahin. Die Geschichte der Wirtschaft und Industrie ist deshalb das aufgeschlagene Buch der menschlichen Wesenskräfte. Die unterdrückten Kräfte finden übrigens eine illusorische Befriedigung, z. B. in der Religion, die somit eine Art Opium für die dem Kapital ausgelieferte Arbeiterschaft ist.

Zu dieser Kern-Theorie von Marx ist sehr viel zu sagen. Sehr oft wird das Wort von Marx zitiert: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kommt darauf an, sie zu *verändern*“ („Thesen über Feuerbach“). Aber nur die wenigsten wissen, daß dieser Gedanke nicht originär von Marx ist, sondern von einem anderen herkommt, der ihn ausführlich und mit allen

Konsequenzen entwickelt hatte, als Marx noch nicht einmal seine Dissertation schrieb. Nach seinem Tode (1831) hinterließ Hegel eine ratlose Schülerschaft. Wenn, wie der Meister gelehrt hatte, in ihm der absolute Geist zur Selbstverständigung gekommen war, wenn Hegel nicht nur die Wahrheit gesprochen hatte, sondern *war*, welche Aufgabe blieb dann der Philosophie nach seinem Tode? Mehrere Jahre lang wußte man auf diese Frage keine Antwort zu geben. Da sprach 1838 ein Pole das erlösende Wort. Graf August Cieczkowski, der Hegel und den gesamten deutschen Idealismus sehr gründlich studiert hatte, veröffentlichte in dem genannten Jahre ein epochemachendes Buch, die „Prolegomena zur Historiosophie“, in dem er als den grundlegenden Dreischritt der Entwicklung die Trias Fühlen-Denken-Wollen hinstellte. Das Altertum war fühlend (besser: ahnend) prophetisch. Seit Christus war das Wesentlichste die geistige Erschließung des Seins. In Zukunft, nach dem Abschluß dieser zweiten Epoche durch Hegel, *wird die Welt durch den Willen verwandelt werden*. Die weltgeschichtlichen Individuen der Zukunft werden bewußte Werkmeister sein. Die Aufgabe der Zukunft ist es, die absolute Idee im praktischen Leben zu verwirklichen. „In Hegel hat das Denken seine wesentliche Aufgabe gelöst, und wenn auch dessen Entwicklungslauf damit keineswegs beendet ist, so wird es jedoch von seinem Apogäum zurücktreten und partiell dem Aufgang eines andern Sternes weichen.“ Die Philosophie steht mit Hegel „auf ihrem klassischen Punkte, wo sie sich selbst überschreiten muß und dadurch zugleich die eigentliche Weltherrschaft an ein Anderes abzutreten hat“, nämlich an *die Tat*. „Das absolut Praktische, das soziale Wirken und Leben im Staate ( . . . ) wird von jetzt an das Bestimmende.“ Es kommt durch diesen Primat der Tat zu einer wirklichen Durchdringung des Äußeren und Inneren, zu einer *neuen Offenbarung in der Sinnlichkeit*, einer *wahren Rehabilitation der Materie*. Die Philosophie muß es sich in Zukunft gefallen lassen, hauptsächlich angewandte Philosophie zu sein, und vollkonkret auf das soziale Leben und seine Verhältnisse einwirken. „Die Entdeckung der Methode ist wirklich die Entdeckung des Steines der Weisen – jetzt kommt es darauf an, die Wunder zu erzeugen, welche in der Macht dieses Steins liegen.“ Die Philosophie wird sich popularisieren müssen, denn *alle* sollen nun in die neue wirkliche Gesellschaft eingehen. Wir werden im Zeitalter der *Tat* sogar das Naturleben zu uns erheben.

Die zweite Epoche der Weltgeschichte war diejenige des abstrakten Ich in abstrakter Freiheit. Die neue Epoche wird die der konkreten Freiheit sein. Der Mensch wird in Zukunft sich in ein *soziales Individuum* verwandeln. Selbst der Staat wird zurücktreten vor der befreiten Menschheit, die sich als organische ausgestalten wird.

Cieczkowski versäumte nicht, darauf hinzuweisen, daß er in der Entwicklung dieser Ansicht auf Fichte zurückgegriffen habe. Fichte habe zuerst gezeigt, daß An-sich-Sein und Für-sich-Sein ihre höchste Erfüllung im Aus-sich-Sein finden, in einem Hervorbringen aus sich selbst ohne irgendwelche Entfremdung des Hervorgebrachten, während Hegel die Praxis wieder absorbiert habe in die Theorie. Und tatsächlich ist es der alte Gedanke der Tathandlung und des zu Ende gekommenen Wissens, der hier wieder hinter Hegel lebendig wird. Doch ist ein wesentlicher Unterschied zu Fichte nicht zu übersehen. Fichte meinte mit „Tathandlung“ dasselbe wie



Descartes mit seiner „cogitatio“, und er lehrte denselben Primat des sittlichen Willens wie Descartes in seiner Theorie des Sich-Ausprägens des *esse infinitum* Gottes in der *voluntas infinita* des Menschen. Bei Cieczkowski aber ist von dieser Einsicht wenig mehr zu erkennen. Er nimmt die *Tat handlung als Tat, als Praxis*. Und so wiederholt sich mit ihm zum zweiten Male die Tragödie, die sich aus dem Bruch des deutschen Idealismus entwickelt hat: wie Schelling, als er schließlich bemerkte, daß er die Sphäre der sittlichen Freiheit übersehen hatte, in seiner Schrift über „Das Wesen der menschlichen Freiheit“ (1809) schließlich doch noch versuchte, das Fehlende in sein System einzubringen, aber nur noch die Willkür-Freiheit fassen konnte, so bemerkt der Hegelianismus in Cieczkowski das Fehlen dieser Sphäre in seinem System, vermag aber die sittliche Freiheit nur noch als Praxis wieder einzubringen.

Es besteht heute kein Zweifel mehr, daß alle bedeutenden junghegelianischen Werke sehr schnell nach ihrem Erscheinen Gemeingut des gesamten Kreises wurden, zumal sich die meisten untereinander persönlich kannten. Auch war der Dozent Werder, den z. B. Engels und Bakunin in Berlin hörten, der Lektor der „Prolegomena“. Marx jedenfalls ist in seiner Dissertation bereits mit dem Geiste und den Ideen Cieczkowskis durchtränkt. Nur meinte er zuerst noch wie Bruno Bauer, die *Tat der Philosophie* werde in einer *Kritik* der weltlichen Verhältnisse bestehen, bis er sich unter dem Einfluß der Feuerbachschen Schriften von 1843 und durch seine Erfahrungen als Redakteur der „Rheinischen Zeitung“ darüber klar wurde, daß das nicht genüge, sondern man die Massen revolutionieren müsse.

So kommt es, daß Marx die Cieczkowskische *Praxis als Produktion* faßt, nachdem ihn Engels mit seinen englischen Erfahrungen (Chartisten-Bewegung!) auf die grundlegende Bedeutung der wirtschaftlichen Probleme in der industrialistischen Gegenwart aufmerksam gemacht hatte. So kommt es aber auch, daß Marx die Bedeutung der sittlichen Wertsphäre nicht mehr zu erfassen vermochte.

Fichte hatte mit seiner rücksichtslos-konsequenten Herausstellung des Primats der Freiheitssphäre (notabene eines Primats, den schon Rousseau und Kant begründet hatten) allerdings ein Element in das abendländische Denken getragen, das seit der Renaissance zurückgedrängt war. Denn seit dieser Zeit hatte sich das Abendland wieder mehr und mehr von dem Interesse an der Heilspraxis ab- und dem rein theoretischen (aristotelisch-griechischen) Interesse zugewandt. Nun kann man einsehen, daß jedes rein theoretische Interesse sich letztlich in der Auffindung einer obersten Gesetzlichkeit beruhigen wird, der sich dann der unkontrollierte Wille beugt. So hatte Hegel die dialektische Bewegung gefunden und diese bedingungslos gutgeheißen. Hegel hatte die dialektische Bewegung aber nicht selbst entdeckt, sondern diesen Gedanken von Fichte übernommen. Für Fichte aber war die dialektische Entwicklung des Bewußtseins zur Ermöglichung der sittlichen Freiheit ein Vorgang unter der Direktive eben dieser sittlichen Absicht. Hegel hatte da ein gefährliches Moment übernommen und recht ahnungslos in seine Theorie eingebaut. Sobald der vergessene Wille sich wieder meldete, mußte es unter Betonung des Momentes der Sinnhaftigkeit des dialektischen Prozesses zu einer *Relativierung der Erkenntnis* kommen und damit zu einer Rückführung der Philosophie von der reinen Theorie zur alten *Aufgabe der Heilspraxis*.

(Sind doch die meisten geistigen Erscheinungen der Menschheit, vor allem im Orient, die wir oberflächlich Philosophien nennen, in Wirklichkeit Heilspolitiken.) Der Slawe Cieszkowski sieht das Heil in dem Sieg der Gesellschaft (des Kollektivs) über das Individuum; der Jude Marx denkt nicht weniger östlich und stimmt ihm zu (auch einer der wesentlichen Gründe, warum Marx dann im Osten wirksam wurde). Sie stehen damit beide in schroffer Antithese zum Westen, der seit Sophokles und Epikur die Bedeutung des Individuums und sein Recht gegen die Gesellschaft herausgestellt hat.

Was ist nun aber diese Praxis? Für Marx eben: Produzieren. D. h. aber, daß Marx sie nur noch in einer ihrer untergeordneten, zweitrangigen Manifestationen fassen kann und nicht in ihrem Ursprung: der primordialen Wertsetzung. Damit aber ist die Praxis Wirksamkeit und Wirkwille, d. h. Veränderung der physischen und äußeren psychischen Wirklichkeit, *Veränderung der Um- und Mitwelt* nicht des eigenen Innern. Von hier aus kommt sowohl ein Zug zur Hochschätzung des Wirkens um seiner selbst willen (Aktivismus) als auch ein Zug zum *Technizismus* in die Marxsche Theorie, der ihr in ihrem Schicksal verhängnisvoll werden mußte. Hier geht es nicht um eine sittliche Beziehung zwischen zwei echten Ichern (zwei wahren Personen), sondern um ein äußeres Umgestalten, um eine Geburt eines neuen gesellschaftlichen Menschen sozusagen auf chemischem Wege, durch eine Veränderung der die Individuen determinierenden Um- und Mitwelt. Man muß *mit der Veränderung der weltlichen Bedingungen beginnen!* ist eine Kernmaxime des Marxismus geworden. Das ist auch schon deshalb folgerichtig, weil diese Theorie ja echte sittliche Personen gar nicht kennt und nicht kennen kann. So entwickelt sich der Marxismus auch historisch immer mehr zu einer *Technik der gesellschaftlichen Umformung*, die ohne Hemmungen über die Menschen verfügt und sie als Material ihrer Planung benutzt, wobei, wie sich ein Marxist einmal bezeichnend ausgedrückt hat, im Notfall auch „das eigene Fußvolk bedingungslos verheizt“ wird. Möchten doch diejenigen Autoren, die immer noch von einem Humanismus des frühen Marx sprechen, das einmal gebührend in Betracht ziehen und sich dann überlegen, ob sie hier nicht ein Wort übel mißbrauchen.

Es fehlt noch ein letztes Element, um die Analyse der philosophischen Grundvoraussetzungen zu schließen. Marx hat, wie schon gezeigt, die berühmte *Entfremdungstheorie* des deutschen Idealismus an wesentlicher Stelle in seine Theorie übernommen. Viele sehen darin das entscheidende Element, das er von Feuerbach entlehnt habe. Andere verweisen vor allem auf Rousseau. Tatsächlich liegt auch hier der Ursprung bei Fichte. Feuerbach hat nur die Theorie Hegels *umgekehrt*. Wenn Hegel den dialektischen Gang des Begriffs in einem Weg über die Antithese der Selbstentfremdung in die Natur und der Rückkehr zu sich selbst (Synthese) sah, so behauptete Feuerbach, die Natur entfremde sich in den Begriff und kehre über diesen zu sich selbst zurück. Wir haben oben schon eine Stelle Fichtes aufgeführt, in der dieser darlegt, daß alle „Naturphilosophie“ (und darunter versteht er die Philosophie sowohl Schellings als Hegels) in Wirklichkeit wegen ihres dogmatischen Objektivismus das objektive Sein auf dem Umweg des Begriffes zu sich zurückkehren läßt. Er hatte vorausgesehen, daß diese Theorie „mit allen ihren Ordnung zerstörenden Folgen (ihre) Herrschaft beginnen (werde), um das Geschlecht, welches das erste (derartige) System sich gefallen ließ,



grausam zu bestrafen“ („Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“, 8. Vorl.). Wichtig ist nun, zu erkennen, woher Hegel selbst die Entfremdungstheorie hatte. Sie kam ihm aus dem Fichteschen System. Fichte hatte gezeigt, daß das Bewußtsein auf Grund seiner Reflexivität sich gesetzmäßig so entfaltet, daß es zuerst sein eigenes Produkt als objektiv Seiendes absetzt, um dann in der konsequenten Reflexion sich dieses Tuns bewußt zu werden und so die Entfremdung zwar nicht aufzuheben, aber als solche zu verstehen. Natürlich hatte dieses Gesetz nichts zu tun mit der spezifischen, undeduzierbaren Gesetzmäßigkeit unserer objektiven Welt. Hegel aber hatte beide Gesetze mystifizierend in eines gefaßt und darum die *Entfremdung* auch *als Gesetz der Wirklichkeit* gefaßt. Von hier aus übernahmen Feuerbach und Marx den Gedanken, ohne ihn mehr grundsätzlich in Frage zu stellen. Nun spielt die Entfremdung in allen diesen Systemen eine merkwürdige Rolle. Zum einen ist sie sozusagen der *Sündenbock*, auf den alles Negative in der Entwicklung abgeladen wird. Zum anderen soll sie dennoch ein für die Höherentwicklung absolut *notwendiges Durchgangsstadium* sein, wird also doch im Namen der gesamten Entwicklung „gerechtfertigt“. Man muß sich hierbei immer vor Augen halten, daß wir es ja (von Fichte abgesehen) hier mit lauter fanatischen Fortschritts-Gläubigen zu tun haben, für die alles Heil in der geschichtlichen Entwicklung liegt. (Ich behaupte dies auch, trotz einigen entgegenstehenden Scheines, für den reifen Hegel.) Nun hat die Entwicklung eben sehr oft zum Schlechteren geführt. Das aber soll nur Schein sein; selbst das äußerste Elend (die Massenproletarisierung) ist gerechtfertigt, denn es führt zu ungeahntem Heil, zu einer neuen Erde und einem neuen Himmel. Dies ist also ein notwendiges Stück des Glaubens an die Geschichte, der sich der Erfahrung gegenüber auf diese Weise entlastet. An sich aber ist der ganze Gedankengang nicht systemnotwendig und beruht auf einem Mißverständnis der Lehre Fichtes.

Nun hatte Hegel die dialektische Entwicklung grundsätzlich so aufgefaßt, daß These und Antithese durch die Synthese *versöhnt* werden. Konsequenterweise hätte das bei Marx zu einem Evolutionismus führen müssen. Es lassen sich auch die Schwankungen Marx' in dieser Hinsicht sehr leicht in den einzelnen Jugendschriften aufzeigen. Immerhin glaubt Marx an eine zukünftige *völlige* Aufhebung der Entfremdung, des Privateigentums, während Fichte doch nur gelehrt hatte, daß das bewußtlos gesetzte Sein als Produkt der Bewußtseinssetzung durchschaut, nicht aber vernichtet würde, und auch Hegel den Abfall des Begriffs in die Natur als Teilmoment für mitaufgehoben im zeitlosen göttlichen Leben ansah. Aber Marx wäre hier wohl nie zu einer „Befreiung“ von Hegel gekommen, hätte er nicht noch einmal in seiner ersten Entwicklung einen wesentlichen Anstoß von slawischer Seite erhalten.

1842 veröffentlichte der Russe Michael Bakunin in den „Deutschen Jahrbüchern“ den wohl radikalsten Artikel, den diese jemals bis zu ihrem Verbot (kurz danach) herausgebracht haben. Bakunin brachte hier auf eine abstrakte Formel der Philosophie in der Art Hegels, was sich als konkrete Wirklichkeit seit 1838 im Kreise dieser „Jahrbücher“ entwickelt hatte. Standen Ruge und seine Gesinnungsfreunde 1838 noch im Streit um den Kölner Erzbischof auf seiten des von ihnen für die Verkörperung der Vernunft gehaltenen preußischen Staates gegen Görres und die katholische Kirche, so hatten sie

in wenigen Jahren eine völlige Schwenkung durchgemacht. Seitdem nach dem Tode des Ministers für die geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten Altenstein im Mai 1840 und mit der Thronfolge Friedrich Wilhelms IV. im Juni desselben Jahres die restaurative Romantik in Preußen über die Aufklärung triumphierte, stellten sich diese Linkshegelianer auch gegen Preußen, ja schließlich gegen die konstitutionelle Monarchie überhaupt. Ruge und Carové hatten schon 1838 mit Rücksicht auf die katholische Kirche die These vertreten: These und Antithese könnten nur dann im Sinne Hegels versöhnt werden, wenn die These nicht infolge der Entwicklung in keiner Weise mehr geeignet wäre, in eine organische synthetische Ganzheit einzugehen. Es kämen aber Momente in der allgemeinen Entwicklung, in der diese organische Umspannung nicht mehr möglich sei.

Dieser Gedankengang fand nun auch auf den preußischen Staat und seine Regierungsform Anwendung. Bakunin zog das letzte Fazit aus dieser Entwicklung und begründete die neue Auffassung auch theoretisch. Der Widerspruch von Freiheit und Unfreiheit sei jetzt zum Äußersten gekommen. Sie könnten nicht mehr synthetisch versöhnt werden. In solchen Fällen aber trete ein anderes Gesetz der Dialektik an die Stelle des Versöhnungsschemas. Jetzt müsse die *Antithese die These vernichten*. Damit werde sie zugleich qualitativ erhöht, verliere ihren Charakter als Antithese und bilde die ganze *neue Wirklichkeit*. In einer solchen Phase wäre Evolutionismus ein Wahnsinn und Rückschritt. Nur die Zerstörung helfe weiter. Und Bakunin läßt die ganze Lust ungebändigter slawischer Zerstörungswut aus sich hervorbrechen, wenn er schreibt: „Vertrauen wir doch dem ewigen Geist, der nur deshalb zerstört, weil er der nie verlöschende und ewig schaffende Quell allen Lebens ist. Die Lust an der Zerstörung ist zugleich eine schöpferische Lust.“ In die schwülen Wolken einer reaktionären Zeit müsse der Blitz der Revolution einschlagen und ein mächtiges Gewitter die Luft reinigen. Die neue Wirklichkeit aber werde die der Demokratie sein. „Der Sieg der Demokratie wird nicht nur eine quantitative Veränderung sein (...), sondern eine qualitative Umwandlung – eine neue, lebendige und wirkliche Offenbarung, eine neue Erde und ein neuer Himmel, eine junge und prächtige Welt, in der alle derzeitigen Dissonanzen in einer harmonischen Einheit gelöst sein werden.“ Und 1843 schreibt Bakunin: „Die ganze Welt leidet Geburtswehen einer neuen herrlichen Erde“, und er betet: „Herr, befreie uns von jeglicher Art kläglichster Liebe zur Welt!“ In dieser Konzeption spiegelt sich der im russischen Volke schon des öfteren hervorgetretene Zug zu einem fanatischen Chiliasmus, einer Art forcierten praktischer Verneinung der jetzigen Welt, die nicht wert ist, so wie sie ist, bestehenszubleiben, übrigens meistens einschließlich des Verneinenden selbst.

Es läßt sich nun in allen Einzelheiten nachweisen, wie Marx, der sehr rasch von diesen Ausführungen Bakunins Kenntnis nahm, von dieser Seite einen wesentlichen Einfluß erfuhr. Marxens Ausführungen über den Umschlag aus der Entfremdung zur Befreiung in der neuen Gesellschaftlichkeit verraten bis in den Wortgebrauch die Übernahme Bakuninscher Gedanken. Die verlegene Erklärung des Herausgebers der Marx-Engels-Gesamtausgabe, Rjasanow, diese Gedanken stammten von Engels, ist eine bewußte Fehlerklärung, weil man in den zwanziger Jahren einen wesentlichen Einfluß



Bakunins auf Marx (angesichts ihres Konflikts in der Internationale im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts) von sowjetischer Seite nicht zugeben durfte. (Übrigens ein Kuriosum, daß Rußland dort, wo es sich einer wirklichen philosophischen Leistung einmal rühmen könnte, wegen seines Marxismus darauf Verzicht tun muß!) – Marx übernimmt also diese negative Dialektik Bakunins und bringt sie an wesentlicher Stelle in seinem System unter. *Die totale Befreiung* von der Entfremdung, also vom Privateigentum, erfolgt nämlich nach Marx in solch *einer dialektischen Vernichtung der These durch die Antithese*. Das Entfremdete wird als Entfremdetes vernichtet in einer Revolution der verelendeten Massen gegen ihre Unterdrücker. Ursprünglich denkt Marx sich diese Entwicklung so, daß zunächst die Demokratie erzwungen wird, daß in dieser Demokratie auf Grund des allgemeinen und gleichen Wahlrechts die Besitzlosen die Mehrheit bekommen und dann gesetzlich den Staat und das Privateigentum aufheben können. Später denkt er an die gewaltsame Revolution und die Vernichtung des Klassenfeindes. Diese soll eine „völlige Wiedergewinnung des Menschen“ bedeuten. In der „Einleitung zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ schreibt Marx: „Wie die Philosophie im Proletariat ihre materiellen, so findet das Proletariat in der Philosophie seine geistigen Waffen, und sobald der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen hat, wird sich die Emanzipation ( . . . ) vollziehen.“

Und nun ist sehr charakteristisch, wie Marx auch den Glauben an eine „neue Erde“, an eine qualitative Erneuerung von Bakunin übernimmt. In den „Philosophisch-ökonomischen Manuskripten“ (1844) ist hierüber manches ausgeführt. Marx ist überzeugt, daß eine ganz neue Art der Sinnlichkeit entstehen wird, daß sich gesellschaftliche Organe bilden werden, daß der neue Mensch seine Produktivkräfte voll wird entfalten können und daß jedes gesellschaftsschädigende Verhalten verschwinden wird. In der neuen Gesellschaft wird es keinen Eigennutz, keine Verbrechen mehr geben. Menschheit und Natur werden eine Einheit der freien Totalproduktion und -konsumtion, die eine unerhörte Befreiung darstellen wird, eine völlige Selbstermächtigung der endlich ausgezeugten Gattung. Dieser *mystische Umschlag* ist ein Eckpfeiler des gesamten Systems, ist er es doch gerade, der alle Opfer der Entwicklung rechtfertigt. Also: Erlösung durch Vernichtung des Kapitals von Privateigentum, Erlösung in der Gesellschaft, Erlösung durch die Produktion.

Mit Recht ist von den Gegnern Marxens auf das Mystische dieser Überzeugung hingewiesen worden. Was rechtfertigt ihn zu einer solchen Annahme, wenn nicht allein der Umstand, daß er aus einer mißverstandenen Entfremdungstheorie heraus das Privateigentum zum alleinigen Sündenbock der Geschichte gemacht hat und *deshalb* von dessen Aufhebung alles Heil erwarten kann. Merkwürdige *Gebanntheit vom Eigentum*, dem das Judentum also nicht nur, wie Marx in der „Judenfrage“ meinte, zeitweilig, sondern auch in dieser neuen Form der Verneinung verfallen bleibt. „Die systematische Kommune“, schreibt Proudhon in „Qu'est-ce que la propriété?“, „als bewußte Negation des Eigentums, wurde unter dem direkten Einfluß des Eigentums eronnen; und gerade das Eigentum findet sich auf dem Grunde aller kommunistischen Theorien wieder.“ Nur werde im Kommunismus die Kommune auch vollständige *Eigentümerin der Menschen*. „Menschenkapitalist“, wie Péguy später

gesagt hat. Zwar wehrt sich Marx leidenschaftlich gegen den Gedanken, daß an die Stelle des Privateigentümers nur die Gemeinde als Eigentümerin treten wird. Aber hier offenbart er gerade seine mystische Voraussetzung, daß es in der zukünftigen Gesellschaft, in der doch die Arbeitsteilung notwendig (schon wegen der hohen Bevölkerungsdichte) fortbestehen wird, gar kein Eigentum mehr geben soll. Sollen etwa die Produktionsmittel über sich selber verfügen? Schließlich werden doch bestimmte Menschen diesen komplizierten Produktionsmechanismus, der unbedingt weiterbestehen muß, soll der größte Teil der Menschheit nicht verhungern, dirigieren müssen. Wenn diese aber nun nicht die mystischen Eigenschaften des neuen Menschen haben werden, wird dann bei der durch den völligen Entzug des Eigentums eingetretenen Vernichtung der persönlichen Initiative nicht notwendig das Ganze in ihre Hände fallen müssen? Wenn aber diese „Direktoren“ gleichzeitig mit Stirner Hegel auch dahingehend umkehren, daß sie das Allgemeine verleugnen, werden sie sich dann nicht als einzige das Kollektiv als ihr durch ihre Macht legitimiertes Eigentum aneignen und zu ihren Zwecken über dasselbe verfügen? Marx hat das konsequente dieser Stirnerschen These wohl bemerkt; darum sein wütender Kampf gegen den Berliner. So sagt auch Proudhon voraus: „Alles wird in eine anonyme, autokratische Autorität absorbiert, die nicht diskutiert werden darf, sondern von oben mit gnadenhafter oder rächender Planung Strafen und Belohnungen auf die gesenkten Häupter verteilt.“ Der Kommunismus endet notwendig damit, „alles Leben in der anonymen Autorität zu absorbieren, alles Denken, jede Handlung (...), die Ausgänge zu verschließen, die freie Arbeit zu unterbinden (...) ebenso wie die freie Prüfung“. Damit führt der Kommunismus zur „schlimmsten aller Tyranneien, einer Art Pantheismus, wo die Individuen durch einen unpersönlichen Willen regiert, ernährt, unterhalten und ausgebeutet werden zum Ruhme einer abstrakten Idee, wo es aber keine Gesellschaft, keine Familien und keine Personen mehr (gibt)“ (Proudhon, alle Stellen aus „De la Justice...“).

Kurzum, der Marxismus könnte mit dem Schigalew der „Dämonen“ Dostojewskijs von sich sagen, daß er von der Forderung größter Freiheit ausgehe, um *bei größter Sklaverei zu enden*, nämlich bei einer Kommune, in der Übermenschen frei über ihr Eigentum an den Produktionsmitteln und produzierenden Menschen verfügen, die sie mittels des kommunistischen Mythos ideologisch beherrschen und zwingen, genau das Gegenteil von dem als wirklich zu bekennen, was sie als Wirklichkeit in der neuen „Ordnung“ erleben: den vollendeten Inhumanismus, das Ende aller Menschlichkeit.

---

*„Der Mensch widersetzt sich der Objektivierung, und wenn sein Widerstand gegen sie zerbrochen ist, ist der Mensch selbst zerbrochen.“*

Paul Tillich



## Die Insel

Atlantis ist das Urbild aller Inseln.

Das sagenhafte längst versunkene Eiland wird als der Ort des Paradieses angesehen. Seine Bewohner müssen Menschen von astraler Leiblichkeit gewesen sein, dem Ursprung, der ungesonderten Lebensmacht näher als der historische Mensch. Die Reflexion war ihnen fremd; das Göttliche weste in ihnen als Element, als ungeteilte Kraft. So waren sie noch unmittelbare Glieder des Seins, die sich in einer Art bewegten, vergleichbar jener, in der sich unsere Füße beim Schreiten regen oder in der die Wimpern täglich in ungezählter Folge gleich Falterflügeln über unsere Augen streichen.

Es war, als ein vor aller Historie liegender Äon, das Sonnenzeitalter der Menschheit – dies mehr im geistigen als im planetarischen Sinne –, das dem Leben auf jener Paradieses-Insel unirdischen Glanz verlieh. Etwas vom Sonnengeiste dieser Welt spricht noch, gleich einem Nachhall, aus unserem Worte Insel: ist doch sel nichts anderes als eine lautlich verblaßte Form von sul und sol, den Worten für Sonne, wie sie noch in dem italienischen *isola* und unserem Insulinde enthalten sind. Auch in Eiland kommt der paradiesische Charakter der Insel schön zum Ausdruck. Daß der Laut Ei im Bereich der Kindersprache, der kleinen Spielreime und Lieder der Jüngsten, dominiert, läßt uns vermuten, daß er ein Laut der Kinderzeit der Menschheit ist.

Jene gleichsam vom Meer des Göttlichen, von den Wassern, in die der Geist einstrahlte, umspülte Inselwelt versank. Der Bericht von der Sintflut, der, außer in der Genesis, in vielen Kosmogonien und Mythen enthalten ist, gibt davon Kunde. Der Mensch mußte den Goldenen Garten verlassen. Der Traumesmantel glitt von seinen Schultern. Preisgegeben jeglicher Gefahr, sollte er zu sich selbst erwachen, um fortan dem Höchsten aus der Freiheit seines Ich zu dienen. Wo ihn Verlangen nach dem Verlorenen ergreift, ist es die Sehnsucht nach Atlantis, nach der Insel. In Friedrich Georg Jüngers Gedicht „Silberwasser“ wird das deutlich, wenn die Klage tönt:

.....

Unser Friede, er ist nun verloren,  
Wohnt auf den Inseln,  
Wiegt mit den Tauben,  
Wiegt mit den Bäumen  
Sich jenseits des Meeres.  
Bei den silbernen Wassern weilt er,  
Ruht auf den Hügeln.

Hier sei auch an ein Prosastück des früh dahingegangenen Eugen Gottlob Winkler erinnert. Es trägt den Titel „Die Insel“ und berichtet, in welcher Weise die Insel Frauenchiemsee dem Autor zum Erlebnis wurde. Aus ihm spricht deutlich die Sehnsucht nach dem „alten Dasein“. Die Insel ist für

Winkler „ein Paradies, schöner als das der biblischen Kunde, weil es erst nach einer Vertreibung im Dürren gefunden war...“ Doch spürt er auch „den eisigen Griff am Herzen, ... diese beständige Untergangsnähe“, die ihn in dieser, „von dem fremden und zauberischen Element des Wassers geschützten Lage“ anweht. Die Kräfte der „Insel“, der somnambulen Einung mit dem Sein, werden, wenn sie der wache Mensch beschwört, zu tödlichen Gewalten. Deshalb steht vor der Pforte des Paradieses der Engel mit dem hauenden Schwert. Auch daß die Kinder Israels einst Mose baten, an ihrer Statt mit Gott zu reden, wird verständlich: sie konnten als Wesen, in denen sich das Ich gleich einem jungen kräftigen Keimling regte, den Anblick des unverhüllten Göttlichen nicht mehr ertragen.

Dort wo den Menschen das Fernweh nach dem Sein im Geist der Insel mit Übermacht ergreift, wird ihm das Leben in der Taghelle der Reflexion zur Fessel; er zerreißt sie, wenn er den Tod als letzten Ausweg wählt. Das Individuelle, die Existenz wird als Larve gesehen, die es abzustreifen gilt. Der Selbstmord hat hier seine tiefsten Wurzeln.

In Winkler war der Drang nach der mystischen Kommunion mit dem Sein stärker als die Ahnung um das Atavistische einer solchen Flucht in die Transzendenz. Er gab sich selbst den Tod. Hatte ihn einst, als er die „Insel“ schrieb, die dunkle Schwinge der Vernichtung nur gestreift, gebannt von der im Wort vollzogenen Abwehr, so riß den Vierundzwanzigjährigen der Sog jenes „zauberischen Elementes“, das Atlantis umbrantet, mit unwiderstehlicher Gewalt dahin. Die Insel wurde ihm zum Schicksal. Sein meisterliches Prosastück wandelte sich zur Zeichnung von schlüsselhafter Symbolik. Ihre Linien treten schärfer hervor, seitdem der Tod des Autors die Schatten des Bildes noch vertieft hat.

In dem unglücklichen Bayernkönig Ludwig II. können wir einen geistigen Ahnherrn Winklers sehen. Steht doch eines der Schlösser dieser von magischem Glanz umgebenen Gestalt auf der benachbarten Insel Herrenchiemsee. Sie war der Lieblingsaufenthalt des Monarchen. Der Tod in den Fluten, den er suchte und fand, war für ihn das Eintauchen in jene Wasser, unter deren Spiegel die versunkene Atlantis liegt. Ein peregrinus in hoc saeculo, ein Spätling der goldenen Märchenzeit unserer Erde zerbrach an der Sehnsucht nach der längst verlorenen Insel-Heimat.

Der Spiegelsaal des Schlosses auf Herrenchiemsee ist dem in Versailles nachgebildet. Wir wagen es nicht zu entscheiden, ob die Fülle der Spiegel Ausdruck eines monströsen Narzißmus war oder ob sie dem verzweifelten Versuche diente, sich selbst im rundum lauernden Widerbilde zu begegnen. Vielleicht lag beides in dieser Spiegel-Welt, wie Farben, die ineinander übergehen.

Auch den Sonnenkönig erfüllte zuweilen ein Lebenskel, der ihn hart an die Grenze des Selbstmords trieb. Vielleicht haben ihn die Bande der Konvention, die in Versailles enger geknüpft und stärker waren als am Hofe Ludwigs II., von diesem Schritt zurückgehalten. Im Attribut des Sonnenhaften kommt mehr zum Ausdruck als nur der durch verschwenderische Pracht bestimmte Lebensstil. Es ist die Strahlung von Atlantis, das Göttlich-Solare, das, gleich einem Nachglanz des Unwiederbringlichen, in diesem Titel lebt. Seinem Enkel Ludwig XVI. war der Rang eines Königs von Gottes

Gnaden, eines Spenders unmittelbar empfangener hoher Kräfte freilich nur noch als ein zuweilen gespenstischer Schatten eigen. Doch floß ihm wohl allein aus diesem Bereich die Kraft zu, die ihn die Stufen zum Blutgerüst ungebeugt betreten ließ.

Die Abendröte über einer Welt, die, gleich der von Atlantis, versunken war, wandelte sich in die verzehrenden Flammen der Revolution. Es war nicht nur der Haß der blinden Menge gegenüber dem Aristokratischen, der mit zerstörender Gewalt regierte; es waren zugleich die titanenhaften Kräfte, mit denen das gebieterisch nach Herrschaft strebende Individuum den letzten schwachen Schein des Goldenen Zeitalters zum Erlöschen brachte. Die Schleusen öffneten sich, aus denen die Flut hervorbrach, die eine alte, sinnlos gewordene Welt begrub.

Doch schlug das Pendel zu weit nach der anderen Seite aus. Die Befreiung führte sehr bald in tiefere Knechtschaft. Die Sehnsucht nach der ichfernen mythischen Einung mit dem Sein, wie sie noch in den letzten legitimen Monarchien Europas lebendig war, führte zur Herrschaft des Unbewußten an sich ins Chaos des Irrationalen. So war die Regierung Ludwigs XVI. tatsächlich, allerdings in einem tieferen Sinne als es eine den ökonomischen Theorien und Zaubersformeln verschriebene Historie begreift, die Ursache der blutigen Gewalt.

Wie hier zum gräßlichen Aderlaß von 1789, so führt ganz allgemein das Streben des Menschen nach einem Leben im Geist der Insel, die Marmortempel mit goldenen Giebeln trägt, ins Dunkel der Vernichtung. Die Insel selbst wird zum Bereich des Schreckens. Capri als Sitz des Tiberius ist hierfür das zeitlose Modell. Gregorovius schreibt von jenem „moralischen Ungeheuer“ in seiner einzig schönen Studie über diese Insel: „Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Böse dauert im Gedächtnis der Menschen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Tamberio und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier ‚Tränen des Tiberius‘ wie jener vom Vesuv ‚Tränen Christi‘ heißt . . . Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für den, welcher für dunkle Szenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist.“ Hier wird mit einem leisen Hinweis, dessen Eindringlichkeit den Leser dadurch noch mehr ergreift, der Triumph des niederen Ich mit dem Schmerzensmanne konfrontiert, mit jenem, dessen Ich das Brot des Lebens und der wahre Weinstock ist, und der zur Zeit der Herrschaft des Tiberius ans Kreuz geschlagen wurde. Von dem, der ihn verriet, berichtet Gregorovius in seiner jonischen Idylle „Korfu“, daß er auf dieser Insel geboren sei. Es nimmt nicht wunder, daß es der Geist der Insel war, der in den Judas fuhr und in ihm brannte als Feuer der Ungeduld. Die Flammen waren nur mit Blut zu löschen. Der, den sie peinigten, wollte seinen Meister zwingen, das längst verlorene Paradies auf Erden mit Hilfe alter illegitim gewordener Königsmacht, magisch, zu beschwören. Doch war es seine Mission, die Folie zu schaffen, auf der das Geistlicht heller strahlt. Kafka wußte, tiefer, ursprünglicher als die meisten Christen, um die verzehrende Kraft der Ungeduld, wenn er schrieb: „Wegen



der Ungeduld sind sie vertrieben worden, wegen der Ungeduld kehren sie nicht zurück.“ Wir werden noch sehen, daß er die unterirdischen Gänge kannte, durch die die Geister der Insel in das Herz des Menschen fahren und es ungeduldig schlagen lassen – doch auch die Riegel, die jene Stollen schließen, waren ihm bekannt.

Überhaupt ist das Subterrane mit dem Insularen verschwistert. Capri birgt eine Fülle von Grotten, eine „zauberische Geistereinsiedelei“. Hören wir noch einmal Gregorovius, die Blaue Grotte beschreibend: „Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremden Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.“

Doch es ist nicht das alte sonnenhafte Leuchten, es ist der Glanz der Grotte, ist blaues Licht, das im Märchen die dienstbaren Geister beschwört, die Schätze aus dem Boden stampfen – aber wir leben nicht mehr im Märchen. Zumindest seit Goethes „Zauberlehrling“ sollten wir das wissen; indessen scheint das im allgemeinen und zuweilen auch im Bedeutend-Besonderen noch immer nicht der Fall zu sein. Die blaue Farbe sollte uns warnen. Goethe wußte das, als er von ihr schrieb: „Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts“, und: „Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blau gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.“ Ins Poetische übersetzt heißt das im „Fischer“: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn.“ Es ist gut, sich an diesem Punkte der Betrachtung noch einmal an das Schicksal des schwermütigen Bayernkönigs zu erinnern und der Beschreibung des Wassers in der Grotta azzura, wie sie Gregorovius gibt, nachzusinnen. Auch scheint es nicht abwegig, wenn wir uns das Innere des Berges Samsi und seines morgenländischen Pendants, des „Sesam, öffne dich“, doch auch die Wände der Venushöhle im Hörselberge und im Hügel bei Hameln, der die Kinder schläng, in blauem, gespenstisch zuckendem Lichte denken.

Im Mythos, als dem Grenzland zwischen dem alten bunten Märchenreich und unserer Wirklichkeit, treffen wir Hephästos, den hinkenden Schmied der Unterwelt, einen echten Geist der Grotte. Er reicht das blaue Zauberlicht der Märchenzeit weiter, bis es dann im historischen Raume leuchtet. Doch hat er ihm zuvor das strahlende Element genommen und einzig das verzehrende belassen. So sind unsere Atombunker nur graduell von seiner Höhle unterschieden. Das Gas, auf dessen blauen Flammen wir unsre Speisen zubereiten, ist, wenn nicht chemisch, so doch seinem titanischen Ursprung nach das gleiche, das Zehntausende in lichtlosen höhlenhaften Kammern ersticken ließ. Dem Macro genügte noch ein Kissen, als er dem sterbenden

Tiberius den Atem nahm; doch ist die Tat, verglichen mit der Praxis der Moderne, im Effekt die gleiche. Dort ist das Sterbelager die Höhle und hier ein Keller aus Beton.

In der Gestalt des Bergrates in Jüngers „Heliopolis“ sind insel- und grottenhafte Wesenszüge in exemplarischer Weise vereinigt. Das gnomenhafte Männchen bewohnt ein Etablissement von exklusiven Höhlen im Pagos der Metropole. Dort sitzt es, umgeben von Kristallen, über seinen Berechnungen und Utopien. Zugleich ist es Verwalter des Goldtresors, der chthonischen Schätze, die nicht fehlen dürfen, wo der Geist der Insel und der Grotte herrscht. „Es ist zunächst darauf zu zielen, daß die Erde Inselcharakter gewinnt. Die Inseln sind ja die alten Glückshorte.“ Das ist eine der Hauptthesen in seinem alchimistischen Programm. Casanova, der „in seinem seltsamen ‚Icosameron‘ . . . den Garten Eden in das Erdinnere verlegt“, wird als eines seiner Vorbilder genannt. Im Tiefsten, im Kern besteht Kongruenz zwischen ihm und einem seiner Gegenspieler, dem Doktor Mertens, der auf der Insel Castelmarino einer hygienisch funktionierenden Schinderhöhle vorsteht.

Als viertes Ingrediens gesellt sich den Charakteristika Insel, Grotte, Gold – wie schwerlich anders zu erwarten – die Ungeduld. Dem Bergrat ist eine quecksilbrige Lebendigkeit eigen; er möchte lieber heute als morgen, daß „losgeschlagen“ wird.

Übrigens – das sei hier am Rand vermerkt – hat die Gegenfigur zu diesem Typus, das Gemächliche, Saturierte, das gleiche Ziel. In diesem Punkte sind sich beide einig: Sancho Pansa hofft, daß ihm Don Quichote zu guter Letzt eine Insel erobern werde.

Auch Schwarzenberg, dem Nigromontan des „Besuchs auf Godenholm“, sind, sublimiert und verdichtet, Züge des Bergrates eigen. Im Bannkreis seiner Beschwörung, doch auch in ihrem Weichbild, sind alle vorgenannten Ingredienzien der magischen Welt präsent. Die Insel ist vor allem im Sinne einer inneren Geographie der Ort der Handlung: „Um Inseln zu finden, mußte man sein.“ Die Schauung führt in die Welt der Grotte: „Den Zug eröffneten die abenteuerlichen Formen, die aus submarinen Grotten und Korallengärten aufgestiegen waren, die Seepferde und Meereswunder der Sargassowälder, die Ausgeburten der Abgründe.“ Die Gäste Schwarzenbergs tauchen tief in diese Welt, sie sind „im Inneren von Höhlen, von Schlössern, von verdeckten Labyrinthen, im Inneren der Zeit“. Das Gold der Zwerge leuchtet geistig und verbal an vielen Stellen des Textes auf; und auch die blaue Farbe ist diesem Zauberteppich eingewebt, als Schuppenglanz der Fische und als Fäden duftenden Räucherwerks.

Wenn man das alles bedenkt, so wird das tiefe Mißtrauen Moltners, als der einen der beiden Seelen in der Brust des Autors, verständlich: „... er fühlte wie die Strahlen sich auf dem Zwerchfell vereinigten. Dort war Bewegung – das Drängen und Pressen eines vielarmigen Meerestieres, das sich im Netze sträubt.“ Das ist eine bedeutsame Parallele zur Offenbarung Johannes 13, 3, in der das zehngehörnte Tier die Mächte des Irrationalen verkörpert, der dunklen elementaren Wasserwelt.

Doch ist auch diese Schrift ein Tribut an die Zeit, freilich in einem höheren Sinne als jenem, den ihr der Kalender gibt. Die Zinsen werden gezahlt, um die sich keiner, der es ernst nimmt, drücken kann. Nur sollte man sie nicht

mit dem Kapital verwechseln, wie es die Geister tun, die seit dem „Arbeiter“ dem Autor Beifall spenden, wenn er bereits das Werk gleich einer abgestreiften Schlangenhaut hinter sich gelassen hat. Das waren gestern die Mauretanier und heute sind es die Propheten des vegetativen Glücks, wie das zuweilen schon aus den Titeln ihrer Verbände zu ersehen ist. Wohl leuchtet auch in ihnen Gold, doch solches, das wie in Cortez' „Trauriger Nacht“ die Schwimmer in die Tiefe zieht. Das hat schon Poe geahnt, als er den „Goldkäfer“ schrieb. Die alten Zauberformeln haben sich hier im Bereich der Insel in eine gefährliche Zahlenkabbalistik verwandelt. Die Grotte ist zum Grab geworden. Doch lief zu jener Zeit das Abenteuer, wie der Leser weiß, noch glimpflich aus. Wir haben dieses Glück nicht mehr.

Der Geist der Insel, wo sie im magischen Glanze liegt, hat wohl in unserem Jahrhundert seinen stärksten Ausdruck im Werk des Iren Joyce gefunden. Sein „Ulysses“ ist die totale Umkehrung der Fahrt, die einst der große Dulder unternahm. Während dieser sein höchstes Ziel in der Erlangung, der Rettung des königlichen Ich erblickte, herrscht hier die tiefe Dunkelheit des Antipersonellen, triumphieren die Mächte, die das Ich zersetzen, bis in die Sprache hinein, die zum amorphen Stammeln wird. Die Worte muten an wie Brocken, die nach dem Ausbruch eines Vulkans an seinem Fuße anzutreffen sind. Was sich noch bei der Droste wie leichte Erdstöße ausnimmt, das ist hier Eruption, die alle Schichten durchbricht und deren Lava weithin das Land mit seinen Gärten und Fruchthainen zur Wüste werden läßt.

Irland – was an Gespenstisch-Würgendem von dieser Insel ausgehend das Märchen, den Mythos, die Dichtung durchzieht, erscheint noch einmal, aufs höchste komprimiert, in Joyce. Sirenengesang ertönt; die Welt ergreift ein Schlaf, aus dem es nur schwerlich ein Erwachen gibt. Dem können erlesene Genüsse, unerhörte Feste vorangehn, wie sie den „Blumenküssern“ Ceylons und den Jüngern Abu Hassans auf Schloß Alamut geboten werden. In „Liebe und Wiederkunft“, einem der Prosastücke in Jüngers „Abenteuerlichem Herz“, ist noch ein Nachhall dieser Klänge eingefangen.

Den dunklen Weihen, die hier empfangen werden, entspricht die Nachtseite des Lautes Ei, von dem wir eingangs sprachen. Wo Hingabe, Anschmiegun g und Liebkosung, die aus ihm sprechen, so weit gehen, daß sie zum Verlust des eigenen Wesens führen, da herrscht das Ungestaltete, zerfließt das Individuelle ins Einerlei, in Brei und Schleim. Das Dialektwort „eiersch“ gehört hierher, das Jünger als Beinamen für verrufene Orte erwähnt. Der Geist eines solchen Wortes macht deutlich, daß die Insel nicht nur aus Gründen der Sicherheit zum Ort der Leprakranken und der Sträflinge ausersehen wird. Wo Glieder zerstört sind oder schwere Ketten tragen, da herrscht auch unter tropisch greller Sonne tiefe Nacht. Wenn Gregorovius berichtet, daß er es vorzieht, ein fremdes Inselland nachts statt am Tage zu betreten, weil er dann Dichtung und Wahrheit zugleich erlebe, so können wir annehmen, daß er eine Ahnung von dem Tabu-Charakter der Insel-Welt besaß.

\*

Zum Schlaf gehört die Nacht; doch folgt auf jede Nacht ein neuer Tag. Und auch wir wollen uns jetzt abwenden vom nächtlichen Aspekt der Insel, um unseren Blick auf die andere, die lichte Seite ihres Wesens zu richten,



dorthin, wo das verzehrende Feuer gebannt ist und das Leben in der reinen wärmenden Strahlung atmet. Indessen setzt der Akt der Bannung voraus, daß wir die Insel nicht losgelöst vom Menschen betrachten. Wir würden sonst den Ort verfehlen, von dem das ungetrübte Licht ausgeht. Vergeblich wäre es, ihn auf der „Insel an sich“ zu suchen. Er ist nur dort zu finden, wo der Mensch den dunklen Gewalten, auf die wir hingedeutet haben, standhält, wo er im Ringen mit ihnen über sie hinauswächst. Wie Judas den Schatten wirft, durch den das Licht der Welt begrenzt wird und, irdischen Augen sichtbar, heraustritt aus der Strahlenflut, so kann die Insel zum Hintergrunde werden, auf dem das Bild des Menschen Kontur gewinnt.

Daß dieser Vorgang sich oft dort vollzieht, wo die naturhaft-elbischen Mächte unverhüllt wirken, macht uns das Beispiel der Chuldeer-Mönche deutlich. Columban, der Apostel des Nordens, war es, der einst mit seinen zwölf Begleitern auf der kleinen Hebriden-Insel Jona landete. Die Mönche vergruben sogleich nach ihrer Ankunft das Boot, um so die Möglichkeit des Ausweichens, der vorzeitigen Rückkehr auszuschließen. Unweit von Jona, auf der Insel Staffe, raunen die Wogen in der Fingalshöhle, einer Grotte im Basalt, ihr mythenaltes Lied. Die Klänge Ossians mögen oft, wenn sie bei starkem Seegang zum meilenweit vernehmbaren Donner anschwellen, zum Ohr der Gottesmänner gedungen sein, doch fanden sie so wenig wie einst bei Odysseus der Sirenenang Gehör. Im Kampfe mit dem Elementarischen der Insel unterlagen die Mönche nicht; der sibyllinische Zauber drängte sie in jene letzte entscheidende Position, in der der Mensch unüberwindbar ist: die eigene Brust. Im Innenraum des Unzerstörbaren begann das Licht zu leuchten, das heller als alle Opferbrände strahlt. Ein Akt der Erweckung geschah: in jedem von ihnen erhob sich, wie einst Lazarus in seiner Kammer, die Kraft des Geistes, die im Nachvollzug der Einsamkeit des Sohnes das Göttliche bewußt ergreift. Die panische Enthüllung des Höchsten verblaßte hinter der Offenbarung, die sich im Innersten der gleichsam ausgesetzten Chuldeer vollzog. Wir werden an das Wort des Täufers erinnert, das vom Wachsen des Neuen und Abnehmen des Alten spricht.

Der Geist Jonas, des Propheten, mit dem die Insel den Namen gemein hat, erfüllt die Herzen, die Sinne dieser Männer. Für den Knecht Gottes, wie ihn das Alte Testament uns schildert, war der Fisch, der ihn verschlang, Insel und Grotte zugleich. „Ich sank hinunter zu der Berge Gründe, die Erde hatte mich verriegelt ewiglich“ (Jona 2, 7); das deutet auf ein Eingeschlossensein in tieferer Dunkelheit, als sie in allen Höhlen der Zauberberge des Mythos herrscht. Im Ausweichen vor dem Gottesbefehl flieht Jona vor sich selbst, vor jener Stimme, die ihm im Innersten den schweren Weg zu gehn gebietet. Er muß sich erst wegwenden von der alten dämonisch gewordenen Geistigkeit des Ostens, muß nach Westen fahren, um im Durchleben nahezu tödlicher Gefahren den Punkt zu suchen, von dem aus wahre Einsicht möglich wird. Er findet ihn nur in sich selbst. Im nächtlichen Verlies der schwimmenden Insel, im Bauche des Leviathans, wird ihm das Wort zuteil, das ihm dann in der Kürbislaube reift. Die Strahlen versengen nicht, weil sie ein Leuchten sind vom höchsten Licht. In ihrem Glanze wird dem aus Wasser und Geist Wiedergeborenen das Schicksal des eigenen Volkes apokalyptisch sichtbar. Da sind dann die Assyrer nur Werkzeug, wie es später Judas ist.

Wenn wir das recht bedenken, erscheint das Leben Columbans und seiner Männer auf der Insel als sinnvoller Nachvollzug des Lazarus-Geschehens, das einst dem Propheten des Alten Bundes widerfuhr. Der Mythos geht osmotisch über in den historischen Bereich. Bestätigung geschieht, die durch Jahrhunderte weit in die Zukunft strahlt.

Von ihr zehrt noch die Sehnsucht, die eine so handfeste Gestalt wie Robinson beschwört. Daß dieser hartgeprüfte Inselmann vom Tage seiner literarischen Geburt an die Herzen all jener, die aus den Kinderschuhen wachsen, höher schlagen läßt, liegt nicht allein begründet in dem Arom der wildnisstillen Verschollenheit, das ihn umgibt. Dem ungeschärften Blick mag es dünken, als sei es das panische Versponnensein, das so verlockend wirkt, wo immer die Insel Robinsons im Meer der Träume sichtbar wird. Doch ist das nur der Schleier, hinter dem das Wesentliche liegt, und den es zu zerreißen gilt.

Sprachlich ist Robinson verschwistert mit Robbe, dem Seehund, den wir hier als Variante des Leviathans betrachten können. Und Robbe ist wiederum, über das germanische *rubjo*, als Ablaut verwandt mit Raupe. Das deutet auf einen tiefen Zusammenhang. Die Raupe ist es, die sich verspinnt, verpuppt, und der nach langem todesgleichem Schlaf der Falter herrlich, morgenfrisch entschlüpft. Im Stufengange Raupe, Puppe, Schmetterling läßt die Natur den Weg des Lazarus, des Jonas unseren Augen stets aufs neu sichtbar werden. Ist es ein Zufall, daß die Schläfer der Mysterien, wie sie die alten Bilder zeigen, gleich Puppen in ihren Hüllen ruhn? Von dem erweckten Lazarus heißt es in einem alten Osterspiel, daß er dem Adler gleich sich aus dem Grabe hob. In diesem Sinne ist Robinson der Sohn der Raupe, der Puppe, das Kind, das aus der Nacht geboren wird, der Auferstandene, der wachen Sinnes die Welt als Morgengabe Gottes sieht. Wem so der Blick geschärft ist, der ruft das Rettende niemals vergeblich an. Es naht sich ihm als Chor, in dem die eigene Stimme als *cantus firmus* klingt.

Kafka hat das geahnt; eine Notiz der Aphorismenreihe „Er“ läßt das erkennen, in der es heißt: „Hätte Robinson den höchsten oder richtiger den sichtbarsten Punkt der Insel niemals verlassen, aus Trotz oder Demut oder Furcht oder Unkenntnis oder Sehnsucht, so wäre er bald zugrunde gegangen; da er aber ohne Rücksicht auf die Schiffe und ihre schwachen Fernrohre seine ganze Insel zu erforschen und ihrer sich zu freuen begann, erhielt er sich am Leben und wurde in einer allerdings dem Verstand notwendigen Konsequenz schließlich doch gefunden.“

Das ist ein Kommentar, den jene unbeachtet lassen, die in Kafka nur den Apologeten des Nächtlichen erblicken.

Wer Robinson mit solchen Augen sieht, der weiß, daß dieser Mann kein Opferfeuer für die alten Götter, kein Notsignal auf seiner Insel lodern ließ. Die Wege auf der Insel führten alle in die eigene Brust. Hier fand der einsam Suchende das Licht, in dessen Scheine wunderbar die Rettung kam.

So wird erkennbar, daß die Insel erst durch den Menschen ihre Signatur erhält. Es liegt in seiner Macht, ob sie ein Ort des Todes oder der Erweckung ist. Wir üben Topographie in höherem Sinne, wenn wir gewahren, daß stets im Innersten des Menschen entschieden wird, wer auf der Insel lebt: ein Judas, ein Tiberius – oder ein Columban, ein Robinson.

## Der Papyrusdokter von Berlin

Hugo Ibscher zum Gedächtnis

In der Presse nannte man ihn oft den „Papyrusdokter von Berlin“. Die rasche Folge seiner Ehrungen seit der Verleihung des Ehrendokortitels und die Erfolge im Ausland hielten die Öffentlichkeit in Atem und machten ihn besonders nach einem kleinen, aber ausgezeichneten Kulturfilm trotz der Zurückgezogenheit seines Lebens populär.

Die Presse reizte immer wieder die Originalität dieses Lebenslaufes, der diesen Mann aus geradezu erschreckender kleinbürgerlicher Enge und Simplizität herausführte, bis eines Tages die Stunde kam, daß Papst Pius XI. bar aller Förmlichkeit sich an seinen Arbeitstisch im Vatikan setzte, um seine kunstvolle Arbeit bei der Wiederherstellung der spanischen Papsturkunden zu beschauen und ihm in schlichter Hochachtung und in einem einfachen Gespräch für seine Hilfe zu danken. Und ebenso lockte es die Öffentlichkeit, sich mit dem seltsam anmutenden Tun zu beschäftigen, das mit diesem Beruf zusammenhängt, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Besonderheit eines Kulturobjektes den jeweiligen Bearbeiter, sei er nun Restaurator oder Wissenschaftler, mit einem Nimbus umhüllt. Zudem genießen Pyramiden, Tempel und Gräber im alten Ägypten seit langen Zeiten in allen Bevölkerungsschichten eine lebendige Teilnahme.

Bei allem Respekt aber vor Allgemeininteresse und Allgemeinbildung kann doch wohl nur derjenige, der fachlich näher mit Materie und Material vertraut ist, ermessen, welchen Nutzen die Papyrologie und damit die Altertumswissenschaft im weitesten Sinne durch Dr. h. c. Hugo Ibscher, den einstigen Papyruskonservator der ehemals Königlichen und später Staatlichen Museen zu Berlin, gewonnen hat und welche Werte ihr oft buchstäblich aus Staub und Müll zu neuem Leben wiedergewonnen wurden.

Man liebt dabei meist, nur die ideelle, die kulturelle Seite zu berücksichtigen.

Man sollte aber auch ruhig einmal die kommerzielle Seite, zumindest für einen Augenblick, sich vergegenwärtigen, welche materiellen Werte nämlich aus solchem Umwandlungsprozeß von historischem Müll in wertvolles und einmaliges Kulturgut entstehen. Man kann ohne weiteres bei außergewöhnlichen Objekten sagen, daß sie eine Wertskala von verschwindend kleiner Erwerbungssumme bis zum phantastisch anmutenden und schwindelerregenden Wert nach ihrer Wiederherstellung durchlaufen, die die Ankaufsumme um das oft Tausendfache ihres ursprünglichen Wertes übertrifft.

Dies verhält sich so z. B. bei den berühmten griechischen Evangelientexten auf Papyrus, deren noch nicht 200 Blätter heute einen in der britischen Öffentlichkeit genannten Wert von rund £ 200000 ausmachen. Der Wert, den die Manichäischen Papyruscodices repräsentieren, dürfte bei der Einzigartigkeit dieses Fundes in keiner Weise hinter dem der Evangelientexte zurückstehen, die Hugo Ibscher in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts für Sir Chester Beatty rettete.



Man konnte solche Funde verhältnismäßig preiswert in Ägypten erwerben und ins Ausland bringen. Dann aber geschah das Seltsame, daß solche meist nur einmal existierenden Kulturdokumente preislos wurden. Entweder wurden sie vom Staat erworben, wie einst der Codex Sinaiticus, den England in einer großzügigen Spendenaktion des gesamten britischen Volkes für £ 1000000 erwarb, oder sie können durch große Mäzene der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt werden, wie in jüngster Zeit die Chester Beatty Library in Dublin mit ihrem glänzenden Bestande einmaliger Handschriften, darunter des Anteils Manichäischer Papyruscodices, deren Masse mit sieben Büchern Anfang der dreißiger Jahre zu fast gleichen Teilen nach Berlin und England in den Besitz von Sir A. Chester Beatty gelangte.

Dieses Fundes zu gedenken gilt es auf diesen Blättern, denn just vor 20 Jahren konnte nach mühseligem Beginnen die erste Publikation erfolgen mit dem Homilienbuch aus dem Besitz von Sir A. Chester Beatty, das sowohl einen Augenzeugenbericht über die letzten Lebensschicksale des Religionsstifters Mani enthält, als auch die Schicksale der Gemeinde bis in die Zeit des zweiten Oberhauptes dieser Gemeinde nach Manis Tod 276 behandelt. Im November 1933 erfolgte die Ausgabe dieses ersten Bandes Manichäischer Papyruscodices, und 1934 folgte ihr dann auf dem Fuße die erste Lieferung des heute noch nicht zum Abschluß gebrachten Kephalaia-textes aus dem Berliner Fundanteil, der Offenbarungen und Deutungen in Form von Gesprächen Manis mit seinen Jüngern enthält. Chester Beatty hatte großzügig seine Handschriften nach Berlin gegeben, wo sie bis in den Herbst 1944 blieben, um die konservatorische Arbeit zu erleichtern, die mit der editorischen Erschließung der Texte Hand in Hand ging, wobei Prof. Carl Schmidt von der damals Preußischen Akademie der Wissenschaften, als eigentlicher Entdecker der Manichäischen Handschriften in Ägypten, die wissenschaftliche Oberleitung innehatte.

Damit war verheißungsvoll nach der fesselnden Erstunterrichtung der Öffentlichkeit durch Carl Schmidts Vortrag in der Berliner Akademie und durch seine Publikationen „Ein Mani-Fund in Ägypten“ 1933 der Auftakt für dieses Mammutkonservierungs- und Edierungsunternehmen geschehen.

Der Fund der Manichäischen Papyrushandschriften ist besonders für die Religionsgeschichte von hervorragender Bedeutung. Alles, was wir über die Wirksamkeit des aus einer vornehmen persischen Familie stammenden Religionsstifters Mani wußten, der im 3. Jahrhundert seine Lehre im ganzen Orient bis nach Indien und China und nach dem Westen bis nach Spanien und Gallien verbreitete und um 275 n. Chr. in Persien den Kreuzestod erlitten hat, stammte aus den Resten seiner ins Chinesische übersetzten Schriften oder aus Zitaten und energischen Gegenargumenten der Kirchenväter, darunter besonders auch von Augustinus, der dieser schärfsten Rivalin der christlichen Kirche einige Jahre ernstlich angehangen hat.

Zwanzig Jahre sind seit dieser Erstedition von Homilien- und Kephalaia-text vergangen. Das wertvolle Psalmenbuch folgte 1938 mit dem zweiten Teil, ebenfalls aus dem Besitz von Chester Beatty – der erste Teil liegt noch ungedruckt vor. Es ist zu erwarten, daß nun nach Abschluß der nicht ganz leichten Ablösungsarbeit der Blätter des Chester-Beatty-Besitzes in England, wobei noch ein Rest des Psalmenbuchs 49 und der Rest des Codex C, der die

Fortsetzung des Kephalaïatextes enthält, 136 Blätter und rund 14 Blattfragmente freigab, zuerst auch dort die Edierung voranschreiten wird, nachdem nach dem Kriege bei 12jähriger Unterbrechung der Konservierungsarbeit die Initiative zur Weiterführung dieses epochemachenden Fundes wieder von Chester Beatty ausgegangen war.

Unlöslich aber mit diesem Funde ist der Name des Mannes verbunden, der diesem Fund, dessen einzelne Bände man zutreffend mit den Namen „Torfballen“ oder „zerzauste Perücken“ oder „Fußmatten“ bezeichnete, erst zu neuem Leben verhalf. Diese Handschriften waren und sind im wahrsten Sinne Patienten, die man als Todeskandidaten so lange bezeichnen muß, bis sie abgelöst und imprägniert zwischen Glas liegen. Die Rettungsaufgabe des Handschriftenrestaurators gleicht hier der Mission eines Arztes, der in letzter Minute den rettenden Eingriff vollzieht und das Lebensuhrwerk wieder in Gang bringt.

Die 20. Wiederkehr des Jahres aber, das Kunde gab von den fruchtbaren Bemühungen um diesen Fund, fällt fast genau mit dem 80. Geburtstage von Hugo Ibscher zusammen.

Und so mag es wohl schicklich sein, wenn man dieses Lebens gedenkt und zugleich jetzt, da dieses große von ihm eingeleitete Konservierungswerk neu zu erstehen beginnt und der Vollendung um einen guten Schritt entgegengegriffen ist, ihn selbst zu Wort kommen läßt, der so selten über seine emsigen Bemühungen und Erfahrungen vor großen Aufgaben sprach oder schrieb oder zu bewegen war, solches zu tun, aus der schlichten Erkenntnis heraus, daß man über solche Arbeit eigentlich nichts sagen, sondern, daß man sie allenfalls beispielhaft vorführen kann, und wer zu sehen imstande und geschickt ist, daran lernen wird, wie man schier unüberwindbare Schwierigkeiten doch zu meistern versteht. Jede neue Aufgabe aber verlangt eine neue Stellungnahme und Umstellung auf das neue Objekt. Daher ist die Aufgabe des Restaurators sehr wohl eine schöpferische Aufgabe und verlangt, abgesehen von allgemeinen prinzipiellen Handfertigkeiten, die jeder lernen kann, der geschickt ist und Geduld hat, eine von Grund aus schöpferische Natur mit Ideen und Vorstellungen, die letztlich aber sich mit der Einstellung brüderlich vereinen, die ein echter Wissenschaftler haben muß, wenn er aus der biedereren Handwerksebene emporsteigen will. Das eine mag mit Fleiß und Liebe zu verwalten sein, das andere ist nur durch besondere Gunst des Schicksals und der Begabung zu erreichen möglich.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen von Zufall und Schicksal, die letztlich wohl beharrlich in sanfter Hartnäckigkeit jedem Versuch, sie in ihrer Wechselwirkung zu entwirren, trotzen, daß im gleichen Zeitpunkt, da in märchenhafter Weise Fund um Fund kostbarer Handschriften aus Ägypten nach Europa und Deutschland gelangt, ein Mann zur Stelle ist, der diese oft hoffnungslos erscheinenden Patienten zu kurieren in der Lage ist.

Und so zeugen denn nicht nur alle Sammlungen auf deutschem Boden von der Meisterschaft seiner Hände, die für Gerhart Hauptmann ein Beispiel mehr für seine schöne Definition vom Wesen „der denkenden Hand“ waren, in München und Bonn, Bremen und Hamburg, in Heidelberg und Gießen, in Straßburg, in Leipzig und Halle und nicht zuletzt in Berlin. Vielmehr: auch weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bergen die bedeutendsten Papyrus-

sammlungen oft gerade die wertvollsten Handschriften, die erst seinem Geschick und Ingenium ihre Wiederherstellung, ihre Rettung verdanken; seien es nun die Sammlungen in Leningrad oder Boston, in London oder Brüssel, Paris oder in Rom und Turin, in Kopenhagen oder in Lund und Upsala, in Prag oder in Wien und schließlich auch in Konstantinopel und in Kairo. In oft über Jahre und Jahrzehnte sich erstreckender mühsamer Arbeit wurden diese Leistungen vollbracht, die immer einwandfrei sein mußten, da das einmalig existierende Material bei einer fehlerhaften Behandlung für immer verloren gewesen wäre.

Genau ein halbes Jahrhundert umspannte dieses Leben mit den Papyri, den vornehmsten antiken Schriftträgern. Aber die Behandlung des nicht minder kostbaren, jedoch schwierig sich gebärdenden Pergaments gehört mit in diesen Arbeitsbereich und schließlich auch Papierhandschriften des Mittelalters und der Neuzeit.

Es war wohl doch mehr als nur ein Zufall, als am 5. Mai 1891 der 17jährige Buchbinderlehrling, Sohn eines Berliner Gastwirts aus der Steinmetzstraße Nr. 4, der wie die Mutter aus Schlesien zugewandert war, als Gehilfe für den jungen Arabisten Abel von seinem Lehrmeister, Buchbinder Fröhlich, in die Handschriftenabteilung des Ägyptischen Museums gerufen wurde, um die gesäuberten und geglätteten Papyri zwischen Glasplatten zu legen und hermetisch gegen Witterungseinflüsse mit Klebestreifen aus Papier abzudichten, die dann je nach den Sprachgruppen mit anderen Farben gestrichen und lackiert wurden. Die Methode des Glättens und Säuberns hatte Abel kurz zuvor in Wien bei dem berühmten Arabisten *Karabacek* gelernt und nach Berlin verpflanzt. Es war eine Methode der ersten Hilfe, und sie hatte ihre Mängel. Sie diente zugleich eben auch nur der Erhaltung der größeren Bruchstücke. In der niemals überarbeiteten Erstausgabe des Handbuchs für Konservierung von Museumsobjekten der Berliner Museen ist diese Methode treu und brav verzeichnet.

Als 1894 Dr. Abel einem Rufe nach Erlangen folgte, war aber der junge Hugo Ibscher schon so weit in die wenigen Handgriffe, die die bisher geübte Methode verlangte, eingeweiht, daß die Museumsleitung unbedingtes Vertrauen in die Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit des neuen technischen Restaurierungsaspiranten setzte und ihn die Konservierungsarbeiten selbstständig fortsetzen ließ. Die stete Beschäftigung mit dem fragilen Material steigerte seine Geschicklichkeit und ließ ihn sich auch mit dem Material auseinandersetzen, das in unzähligen Bruchstücken aus den Kisten und Kasten ihm entgegenquoll. Gestört wurde diese zeitraubende Tätigkeit nur durch die sinnlose Nötigung, zu bestimmten Zeiten ein bestimmtes Quantum an Nummern vorzuweisen. Um diesem administrativen Unfug wirksam zu begegnen, erfand er das Gegenmittel, indem er große Platten regelrecht mit kleinen Fragmenten bepflasterte, wodurch das verordnete Pensum erfüllt wurde und er selbst freie Hand und Zeit für schwierige und Zeit beanspruchende Zusammensetzungen erhielt. Erst Wilhelm Schubart befreite ihn von diesem unwürdigen Zwang.<sup>4</sup>

Neben dieser Tätigkeit aber ging die Ausbildung im Buchbinderhandwerk stetig weiter, zugleich zeichnete und modellierte er in den Abendkursen an der Berliner Gewerbe- und Kunstschule und gab dadurch seinem Formen-



sinn und Formengefühl vielleicht gerade die richtige Grundlage für die Aufgaben, die ihm aus seiner ihn bald berühmt machenden Zusammensetzkunst besonders zerstörter Handschriften erwachsen sollten. Das Formengedächtnis, geschult durch die zeichnerische Erfassung eines Bildes, gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen, um Zusammensetzungen aus vielen Fragmenten zuwege zu bringen.

Auf sich gestellt bei der Behandlung des zarten Materials und dabei ohne grammatikalische Kenntnis der antiken Sprachen, aber sich vertraut machend mit den einzelnen Schrifttypen, den Blick geschult am Formenreichtum zeichnerischer Objekte und vermittelt der soliden handwerklichen Ausbildung vertraut mit den Eigentümlichkeiten verschiedenen Materials, zugleich begabt, seinen Schwierigkeiten oft mit einem intuitiven, erfindungsreichen Kunstgriff zu begegnen, schenkte sich ihm die Entdeckung, einzig aus der schlichten Beobachtung der Papyrusfaserung, der Struktur des Materials, der Blattklebungen und dadurch der Maße für die Abstände unverbundener, lückenhafter Bruchstücke, der Bruchstellenkonturen und anderer Indizien, wie Färbung und Schriftduktus, unabhängig vom Inhalt des jeweiligen Textes, von dem allein ausgehend man sehr leicht zu Fehlzusammensetzungen gelangt, seine unfehlbaren Restaurierungen an noch so verderbten und lückenhaft bleibenden Handschriften durchzuführen.

Als Hugo Ibscher die Berliner Papyrussammlung zum ersten Male betrat, umfaßte ihr Bestand rund 200 inventarisierte Nummern. Als er 1941 in den Ruhestand trat, hatte der große Standkatalog die mehr als 16000 Nummern umspannende Grenze überschritten. Rechnet man die wenigen Tausend Nummern der darin enthaltenen Ostraka ab, so bleibt immerhin die beachtliche Leistung von über 10000 Papyri, darunter eine beträchtliche Anzahl solcher Stücke, die oft aus Hunderten von Bruchstücken bestanden hatten und die ohne ihn, wie auch in anderen Ländern, wo man im allgemeinen nur die verhältnismäßig gut erhaltenen größeren Stücke zusammenstellt, für immer dazu verurteilt geblieben wären, in den Schachteln und Blechkästen, in denen sie aus den Fundorten und Grabungen in Ägypten nach Europa gelangen, zu lagern.

Um die Jahrhundertwende begann dann die große Ära der Berliner Papyrussammlung. Ausgrabungen und Ankäufe brachten reiches Material in ihr Magazin, und Wilhelm Schubart übernahm nach dem frühen Tode von Fritz Krebs, der die aufstrebende Sammlung als Direktorialassistent von Adolf Erman leitete, 1900 die wissenschaftliche Führung. Der außerordentliche pädagogische Takt, der Wilhelm Schubart zum idealen Lehrer ungezählter papyrologischer Begabungen aus dem In- und Ausland werden ließ, seine feine Gabe, über das fachliche Gebiet hinaus Persönlichkeiten zu erwecken, ließ ihn auch zum idealen Vorgesetzten für Hugo Ibscher werden, für dessen naturbedingte Eigenwilligkeiten er das schönste freundschaftliche Verständnis hatte und so wesentlich dazu beitrug, daß dieser besondere Charakter sich schöpferisch im Laufe der Entwicklung entfalten konnte. Der brennende Eifer Ibschers, sich in die Objekte seiner Arbeit auch geistig einzuleben, wurde durch zwanglose Privatkollegs, hier im wahren Sinne „privatisima“, von Gelehrten wie Theodor Mommsen, Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, Eduard Meyer, Ulrich Wilcken, Adolf Erman, Sir Alan Gardiner und

vornehmlich von Wilhelm Schubart in der täglichen Zusammenarbeit auf die natürlichste Weise bereitwillig gefördert, so daß durch das intensiv betriebene Studium der für die Arbeit wichtigen Paläographie des Lateinischen, des Griechischen und auch des Ägyptischen eine erstaunlich sichere Beherrschung der verschiedenen Schriftformen und Schriftsysteme ohne eigentliche, auch jetzt nicht tiefer greifende grammatikalische Kenntnis der Sprachen selbst, hierdurch aber der rätselhaften Geschicklichkeit der Hände und dem blicksicheren Spürsinn zu dauernder Hilfe kam, deren Perfektion sich in den im Laufe der Jahre und Jahrzehnte immer schwereren Aufgaben immer wieder übertreffen konnte, zuletzt in der Bewältigung des Manifundes, den er als die eigentliche Krönung seines Konservatorenlebens betrachtete. Schwierigste Konservierungsarbeiten gaben daher den Anschein, wenn man ihm dabei zuschaute, als gäbe es nichts Leichteres und Einfacheres auf der Welt als diese seine Tätigkeit. Die ausgeprägten langfingrigen, sensiblen Hände boten das fesselnde Bild vollkommener Ruhe und Geduld, und zugleich lag über ihnen, wenn sie mit Skalpell, mit Pinzette und Lupe die oft unsagbar winzigen und zerbrechlichen Fragmente zusammenrückten und dann mit gleichsam spinnenhafter Hurtigkeit den Fang mit kaum wahrnehmbaren Heftpflasterfälzchen miteinander verbanden, ein schwereloser, geheimnisvoller Charme. Alles Wissen, das diesen Mann auszeichnete, sammelte sich in der Behutsamkeit seiner Fingerspitzen und ließ seine Hände eine faszinierend beredete Sprache führen, wenn sie beim Zuhören im Gespräch etwa untätig auf seinem Schoß lagen oder wenn er nachdenklich mit auf dem Tisch aufgestützten Ellbogen in einer Hand seinen Kopf hielt oder, halb in Gedanken verloren, mit seiner Brille spielte, die er erst spät in den Fünfigern, als sein volles Haupthaar schon zu ergrauen begann, und auch dann nur bei anstrengender Augenarbeit zu benutzen sich anschickte.

Schon 1899 hatte Heidelberg ihn für seine Papyri in Anspruch genommen, aber erst 1902 begründet der Timotheospapyrus „die Perser“ aus der Zeit Alexanders des Großen mit der barocken Schilderung der Seeschlacht bei Salamis weithin seinen Ruf. Es folgen die schwierigen aramäischen Urkunden des berühmten Elephantinefundes, wovon Wilhelm Schubart anerkennend in seinem schönen Nekrolog berichtet, daß er sie schließlich „so sicher wie ein Fachmann las“. Das eine nennen heißt hundert andere, die verdienten, genannt zu werden, zurücksetzen. Da sind die herrlichen großen dekorativen Totenbücherrollen; der Sinuhepapyrus, Platons Theaethet, die Sapphrofragmente oder der Ramesseumpapyrus mit dem ältesten Drama, von dessen Arbeit er später bei der Restaurierung der Manichäischen Kephalaiahandschrift berichtet: „... in meiner langjährigen Praxis hat mir nur der Ramesseumfund die gleiche Mühe verursacht wie dieser über 2000 Jahre jüngere Fund“. –

Jede neue Publikation aber, die seinen Namen und seine Leistung durch den jeweiligen Herausgeber in dankbarer Bewunderung aufweist, wird zu einer Empfehlung an die wissenschaftliche internationale Welt. Mit dem Jahre 1907 beginnt nun die Zeit der ersten vereinzelt Auslandsberufungen in London und Oxford.

Zugleich aber treffen von überallher Papyrussendungen ein, um von ihm in Berlin präpariert zu werden, aus Wien, aus Kopenhagen, von London und aus Boston oder Moskau.

1908 wird nach seiner Anordnung in Berlin anlässlich des Internationalen Historiker-Kongresses die erste Papyrusausstellung ins Leben gerufen, die den Wert der Objekte der Berliner Papyrussammlung repräsentativ zur Schau bringt und zugleich eindrucksvoll die Exaktheit seiner Konservierungsarbeit demonstriert.

Wilhelm Schubart verfaßt einen Führer durch diese Sonderausstellung, der in gleicher Weise vorbildlich wird bei seinen späteren Umarbeitungen und über den ausschnitthaften Rahmen der Schauobjekte hinaus ein lebendiges Bild des kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Lebens der Antike nach den Papyri vermittelt.

Die Papyrusausstellung aber wird infolge ihrer großen Wirkung zu einer bleibenden Einrichtung im Rahmen der ständigen Museumsausstellungen erhoben. Sie wird vorbildlich für ausländische gleichartige Papyrusausstellungen.

Und dennoch erfolgt erst 1913 seine Ernennung und Anstellung als Konservator an den Berliner Museen und gleichzeitig die Aufgabe seiner Buchbinderwerkstatt, die neben einer Hausverwalterstelle bislang die materielle Grundlage gegenüber der zu schmalen Entschädigung bei den Museen bieten mußte. Nach dem Kriege, der ihn zuletzt noch in die verschlammten flandrischen Schützengräben führte, bis ihn andauernde Gallenkoliken davon befreiten und ihn in die Etappe nach Riga entführten; als kaum die ersten Fäden einer Verständigung wieder über die Grenzen gesponnen waren, setzt dann die große Zeit seiner regelmäßigen jährlichen Auslandsfahrten ein, um besonders schwierige Patienten gleich an Ort und Stelle zu behandeln oder Fehlbehandlungen von unberufenen Händen wieder in Ordnung zu bringen. Mancher Brief spiegelt dann seine Entrüstung wider und spart nicht mit harten Worten des Vorwurfs gegen verantwortliche Hüter solcher verpfuschter einmaliger Dokumente, wie er auch immer wieder mit Recht betont, welche Mühe ihm erspart geblieben wäre und wie viele Verluste nicht vorgekommen wären, wenn man ihn als Fachmann zu den Ausgrabungen selbst mit herangezogen hätte.

1924 bis 1930 rufen ihn abwechselnd und zu wiederholten Malen Wien, Upsala, wo er den Codex Argenteus behandelt, Stockholm, wo ihm Avestahandschriften anvertraut werden, die schwer durch falsche Behandlung gelitten hatten, Rom, wo die spanischen Papsturkunden ihn vor eine schwere Aufgabe stellen, Istanbul, das im Serail unermeßliches, noch völlig unerschlossenes Handschriftenmaterial aller Art birgt. Hier konnten vorerst nur das große Kartenwerk des Ptolemaios und einige ganz besonders restaurierungsbedürftige Manuskripte eine Konservierung erfahren. 1928 wird auf amerikanische Initiative erneut seine Hilfe erbeten. In schnellem Entschluß und im Einverständnis mit dem Kultusministerium fährt er sofort auf dem Rückweg von Kairo, wo er zum zweiten Male schwere Patienten behandelt, wieder nach Istanbul, während ihm untergeordnete Dienststellen aus Mißgunst und Verärgerung, weil er auch hier nicht den wohlgeordneten normalen Instanzenweg geht, sinnlose Schwierigkeiten durch Gehaltssperrung bereiten.

1930 ruft man ihn auf Initiative von Mussolini nach Turin, wo er sich mit Erfolg des falsch behandelten und nun von der Gefahr der Vernichtung bedrohten Königspapyrus annimmt, der für die ägyptische Chronologie der Königsdynastien von hoher Wichtigkeit ist.



Paris, Brüssel, Göteborg, Kopenhagen und schließlich eben auch Kairo sind die Stationen manchen Besuches, Erfüllung seiner Sehnsucht zugleich, die ihm gesundheitlich gar nicht bekommt, da ihn dauernd Erkältungen plagen und der Staub und die grelle Sonne seine empfindlichen Augen reizen. Sie „leihen ihn sich aus“: je berücktigter der Zustand, um so mehr reizt ihn solch ein Objekt. Und um so mehr wächst sein Können, um so mehr steigert jedes Gelingen seinen Ruf. Zum ersten Mal in seinem Leben greift er aber bei seinen Ägyptenaufenthalten zur Feder und hält das Geschaute präzise in zwei Tagebüchern fest. Mit nüchternem Blick, der sich nur auf das Wesentliche richtet wie in seinen Aufsätzen über Handschriftenmaterial, verbucht er Begegnungen und Besuche, aber über allem liegt eine heitere Gelassenheit, selbst dort, wo er seinen Unmut über saumselige Honorierung zum Ausdruck bringt. Ergreifend aber ist die Schilderung des Endes von Carl Schmidt, mit dessen Originalität seine Urwüchsigkeit besonders in der engen Zusammenarbeit an den Manichäischen Papyri in steigendem Maße in den Jahren von 1931 bis 1938 in selten schöner Weise harmoniert hatte.

Jahr um Jahr aber führt ihn der Weg nach London. Die in Berlin begründete Freundschaft mit Sir Alan Gardiner wird zur idealen Arbeitsgemeinschaft, die ein Menschenalter umschließt und durch sinnlosen Krieg und den Tod ein vorzeitiges Ende erfährt. Zwischen Arbeit und Feierstunde wird ihm London vertraut und erschließt sich ihm wie die anderen großen Weltstädte, in denen er wochenlang oft wie die einheimische Bevölkerung arbeitet.

Hier in London trat dann auch der Mann an ihn heran, der seit Jahrzehnten seinen unermesslichen Reichtum in einem wohlgeordneten Verhältnis in wissenschaftlichen Stiftungen und kostbaren künstlerischen Erwerbungen der Allgemeinheit zugute kommen läßt, Sir A. Chester Beatty, um ihn neben vielen anderen wertvollen Papyri mit der Arbeit an den beiden hervorragenden Funden zu betrauen, an den griechischen Bibeltexten und den Manichäischen Papyrusbüchern.

Neben der uneingeschränkten Anerkennung aus der internationalen Welt der Papyrologen und Altertumswissenschaft wegen seiner unerreichten und nie versagenden Hilfe und zugleich dankbares und geduldiges Objekt unaufhörlicher Presseinterviews und Bildberichterstattung, erfährt er wie zum Trost für die Zeit seines Lebens im Dienst der internationalen Wissenschaft zur außergewöhnlichen Leistung nicht im rechten Verhältnis stehende materielle Vergütung und Würdigung reiche Ehrungen: 1910 den Preußischen Kronenorden, 1926 die Leibnizmedaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften aus der Hand von Max Planck und ebenfalls die der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Im gleichen Jahre verleiht ihm die Universität der Stadt Hamburg den Ehrendoktor. 1929 wird ihm von Papst Pius XI. der Gregororden verliehen, und zugleich damit erfolgt die Aufnahme in den kleinen exklusiven Orden des Hl. Gregor als Commendatore, eine Ehrung, die neben dem Ehrendoktorat und der 1938 erfolgten Verleihung des goldenen Danebrogordens für die Verdienste um die Rettung der berühmten Avestahandschrift der Kgl. Bibliothek in Kopenhagen ihn zutiefst berührte.

Hugo Ibscher hatte eine eher klein zu nennende Statur, die in späteren Jahren zu einer gewissen behäbigen Fülle neigte. Sein Temperament war

reizbar, aber schnell beherrscht, jedoch von höchster Sensibilität. Körperliche Anfälligkeit konnte seinen zarten, aber zähen Organismus mehr als einmal durch Erkrankungen an den Rand physischer Vernichtung bringen, private Verärgerungen konnten ihn vor schwere nervliche Belastungen stellen, aber vor der Arbeit schaltete sich geheimnisvoll aus, was ihn bedrängte und bedrückte, weil die Arbeit selbst, der er verhaftet war, unter einem geheimnisvollen „Es“ wirksam sich vollzog. Das Selbst vergaß sich in ihr, das Persönliche verschwand im Arbeitsprozeß. Beschäftigt mit irgendeiner Aufgabe, war er unermüdlich tätig, sie zu meistern. Er entließ nichts aus seiner Hand oder Feder, was nicht den Stempel der Vollendung trug. Sein reger unermüdlicher Geist und wacher Intellekt ließen ihn gleichsam spielend alle gestellten Aufgaben lösen, zumal ein natürlicher Drang nach Vervollkommnung Hand in Hand mit seiner enormen Konzentrationsfähigkeit und Zähigkeit bis zur Besessenheit in der Überwindung von Schwierigkeiten ging.

Er hatte nicht nur Einfälle, sondern steckte voller Ideen. Und da ihm bei Beginn einer Arbeit in künstlerischer Vorausschau das Bild der Vollendung klar vor Augen stand, so war es gleichsam nur Sache seiner immer geschickter werdenden Hände, dieses innere Bild nachzuformen. Er hatte ein Ahnungsvermögen, das wie ein sechster Sinn ihn auf die Fährte dessen brachte, was für jede neue schwere und anfänglich undurchsichtige und beispiellose Aufgabe zu lösen war. Und da es sich bei solchen Handschriften stets um einmalige Objekte handelt, muß jeder praktische Handgriff, bevor er getan wurde, theoretisch in allen negativen Eventualitäten vorweggenommen, durchlebt worden sein, da ein falscher Handgriff den sofortigen Verlust des Objekts oder weitgehende Zerstörungen zur Folge gehabt hätte. Sein Erinnerungsvermögen, das ihn nicht so sehr Namen behalten ließ, war phänomenal. Er konnte sich nach Jahren an bestimmte Formen von Fragmenten erinnern bei Stücken, die er sehr intensiv bearbeitet hatte, so bei Papyri, zu denen er in Kairo und umgekehrt fehlende Fragmente aus der Erinnerung wiedererkannte und deren Austausch erwirkte.

Weltoffen und mit echtem Humor begabt, wiewohl bisweilen als Berliner Kind derb, aber mit Anstand und abseits jeder Obszönität, zugleich mit sicherem Blick Situationen und Menschen im Wesenskern erfassend, sich kein X für ein U vormachen lassend, weil Meisterschaft in einer Sache den Blick für echt und unecht zu sehr schärft, war es ein Genuß, seinen anekdotisch gewürzten und drastisch pointierten Schilderungen zu lauschen, zumal die Reisen und Begegnungen mit allen erdenklichen Menschen, wunderlichen und nicht wunderlichen Gelehrten von Weltruf des In- und Auslandes ihm eine Fülle an Stoff zuführten. Schlicht und bisweilen sogar aus Bescheidenheit scheu und unsicher, dann aber auch wieder stolz mit der sich mitunter übernehmenden Geste des echten selfmademan, aber ohne prahlerisch zu werden, wenn es sein mußte, nicht ohne Sinn für eine gewisse künstlerische Pose und leicht sich selbst ironisierende augenzwinkernde Selbstdarstellung, bei aller Zurückhaltung sich seines Wertes bewußt bleibend, war sein Auftreten von gleichbleibender Freundlichkeit, vollendeter Ungezwungenheit und Natürlichkeit auch gegenüber hochgestellten Persönlichkeiten, weil er selbst eine Persönlichkeit war, und ebenso im stets gepflegten Umgang mit ganz einfachen Menschen seines Herkommens. Er war eine Künstlernatur, wurzelnd in der

Heimat, die ihm Deutschland war. Aber Deutschland war nur Teil einer gleichberechtigten Umwelt. Er war stolz auf die Handschriften, die er für sein Vaterland rettete, aber er diente mit derselben Andacht und Hingabe den Aufgaben, die er in anderen Ländern gestellt bekam. Seine Arbeit erzog ihn in jeder Stunde, da er wirkte, und sie wirkte in sein Leben hinein, zur Natürlichkeit und verlieh ihm Ruhe und Gelassenheit. Alles Forcieren, auch im Geistigen, war ihm zuwider bis zum Mißtrauen.

Die Ungeduld den Menschen gegenüber, die ihn zu einem schwierigen Lehrmeister machen konnte, wurde zur märchenhaften Geduld den Dingen gegenüber. Er war ein Meister geworden im Geduldüben vor den Dingen, die uns ja nicht entgegenkommen können, denen wir in Geduld nachgehen müssen, bis sie sich einem schenken. Er hatte gelernt, den in sich ruhenden Sinn der Dinge zu begreifen; Menschen aber haben einen Willen, und er steht zumeist dem Lehrenden entgegen als fremde störende Macht. Dinge sind geduldig, aber nicht Lernende. Und so war das Lehren für ihn eine Zumutung und Belastung, und wer bei ihm profitieren wollte, mußte Augen haben und durfte nicht groß fragen, er mußte selbständig von vornherein sein und den Mut haben, mit spöttischer Kühle wortlos sich tadeln zu lassen, und er mußte die Standhaftigkeit bewahren, ohne Anerkennung nur mit großen Augen sich loben zu lassen.

Unermüdlich war sein Geist im Aufspüren der einfachsten Methode für jede neue Aufgabe, mochte es nun 1930 das schwierige Werk der Rettung der Manichäischen Papyrushandschriften sein, wobei es ein wahres Wunder ist, wie er, fast an allen sieben Handschriften zugleich arbeitend, trotzdem nicht die Übersicht verlor, oder mochte er die Rettung der Bach-Handschriften zu Beginn des zweiten Krieges vornehmen, eine Arbeit, die ein ähnliches Verfahren wie für die Konservierung der Avestahandschriften in Kopenhagen notwendig machte.

Überall ging er den Dingen auf den Grund, und was er anpackte, gelang, weil er einer Sache stets ausschließlich diente. In gleicher Weise legt von dieser Begabung die von ihm begründete Zeitschrift „Der Buchbinderlehrling“ Zeugnis ab, deren Leitung er aber infolge der immer stärker ihn belastenden Auslandsreisen bald aufgeben mußte. Und sie war am Werk, als er in der schweren Zeit nach dem ersten Weltkrieg den Bund der deutschen Buchbinderinnung an maßgeblicher Stelle geschickt um alle Klippen steuerte und kraft seiner Persönlichkeit den Zusammenhalt gewährleistete.

Seine Hoffnung, nach Kriegsschluß seine gewohnten Auslandsreisen zu seinen Patienten zum Segen der Wissenschaft wiederaufzunehmen, erfüllte sich nicht. Mitten in Reisevorbereitungen nach Wien zur Fortsetzung dort angefangener Restaurierungen und für einen Abstecher nach Agnetendorf, um mit Gerhart Hauptmann zusammenzutreffen, traf ihn die Krankheit wie ein Blitz aus heiterm Himmel und fällte ihn nach kurzem, mit geheimem Grauen empfundenem Krankenlager.

Die Aufgaben, die das Schicksal ihm präsentierte, standen in einem merkwürdigen inneren Zusammenhang und Verhältnis zur jeweils erreichten Könnerschaft. In dem Maße, wie dies sinnvoll erscheinen muß, ist die Sinnlosigkeit zu beklagen, die einem Mann in letzter Stunde versagte, das Werk zu vollenden, das für ihn Krönung seines Lebens hätte sein können. Hans



Heinrich Schaefer schreibt in seiner Besprechung des Akademieberichtes von Schmidt und Polotzky, „Ein Manifund in Ägypten“ darüber: „... denn hier ist der Mann an der Arbeit, ohne dessen unvergleichliche Kunst der Fund für die Wissenschaft dennoch verloren wäre: Hugo Ibscher. Er, der für die Erhaltung des Codex Argenteus in Upsala und der Kopenhagener Avestahandschriften, der Wiener Genesis und des Turiner Königspapyrus, für die Herstellung zahlloser Pergamente und Papyri in Berlin, London und in Rom seine Meisterschaft eingesetzt hat, ist hier vor die schwierigste Aufgabe seines an Arbeit und Erfolgen reichen Lebens gestellt. Denn die neuen Papyrusbücher sind durch Feuchtigkeit so mitgenommen, daß sie in absehbarer Zeit zu Moder verfallen wären. Die Blätter sind fest miteinander verklebt und mit Salzkristallen so durchsetzt, daß jetzt bei der Konservierung keine Spur von Feuchtigkeit an sie herangebracht werden darf. Sie sind schwarzbraun verfärbt, so daß man beim ersten Hinsehen kaum die Schriftzeichen vom Grund sich abheben sieht. Aber Ibschers Hand löst ein Blatt nach dem andern ab und bringt es unter Glas, seine Arbeit ist ein Wunder von Andacht und Konzentration. Freilich wird sie noch manche Jahre in Anspruch nehmen, von der Erschließung des ganzen Fundes ist sie noch weit entfernt.“

In ähnlicher Weise äußert sich Carl Schmidt in seinem ersten Bericht vor der Berliner Akademie, angesichts der Bedenken, die ihm gekommen seien wegen des außerordentlich desolaten Erhaltungszustandes der Handschriften: „Trotzdem hielt ich im Vertrauen auf die Zauberhand von Dr. Ibscher die Erwerbung für geboten, um eben den ganzen Fund mit allen Mitteln zusammenzuhalten, selbst auf die Gefahr hin, daß die Konservierung nur geringen Erfolg bringen würde.“

Den ersten Eindruck, den die auftauchenden Handschriften aber auf ihn selbst machten, bringt ein Beitrag Ibschers in dem gleichen Bericht von 1933:

„Als die Mani-Handschriften durch Herrn Prof. Schmidt in das Berliner Museum gelangten, wurden sie von einigen Herren als vielbenutzte Fußmatten und von anderen als Ballen Torf angesprochen. Hiermit ist die Erhaltung dieser kostbaren Schätze am besten gekennzeichnet. Zweifelnd stand wohl ein jeder Beschauer vor diesen sogenannten Büchern, ob sich jemals daraus etwas würde gewinnen lassen. Froh war ich, als eine Reise nach London mich dem Beginn der schwierigen Aufgabe auf einige Wochen entrücken sollte. Aber ich kam vom Regen in die Traufe, denn in London wartete bereits Mr. Chester Beatty mit einem weiteren Buche aus demselben Funde und wollte von mir hören, ob etwas damit anzufangen wäre, um dann den Ankauf zu tätigen. So blieb nichts weiter übrig, als mit Gottvertrauen ans Werk zu gehen, das nach unsäglichlicher Mühe einen kaum geahnten Erfolg zeigen sollte. Das erste Blatt der Hymnen lag vor uns und gab Mr. Chester Beatty Mut, noch weitere zwei Bände zu erwerben, die nun mit den Berliner Erwerbungen im Berliner Museum der Wiedergewinnung für die wissenschaftliche Bearbeitung harren.“

Nach meiner Rückkehr aus London ging ich dann sofort an die Arbeit, um im Laufe des Jahres etwa 200 Blätter aus den verschiedenen Handschriften zu gewinnen.“

1934 kommt er im Vorwort zur Homilienausgabe noch einmal auf die erste Bemühungszeit um diesen Fund zu sprechen: „Niemand glaubte, daß

mit diesem Packen, der einer zerzausten, verschmutzten Perücke ähnlicher sah als einem Teil eines Codex, sich irgend etwas würde anfangen lassen.

Auch ich selbst hatte so gut wie keine Hoffnung, hieraus noch etwas Brauchbares für die Wissenschaft zu gewinnen. So ließ ich vorerst diesen Teil des Fundes achtlos liegen, um mich der Konservierung des besser aussehenden Teiles des Berliner und Londoner Manifundes zu widmen.

Als es mir aber gelang, aus einem ähnlichen wüsten Packen der Berliner Sammlung, den ich versuchsweise zwischendurch in Arbeit genommen hatte, 30 z. T. ganz brauchbare Blätter zu gewinnen, wagte ich mich „zur Erholung“ auch eines Tages an das Londoner Stück.

Tagelang mühte ich mich ab, um wenigstens Bruchstücke eines Textes aus den vermoderten Packen herauszuholen. Aber alle Mühe und Geduld schien vergebens. Meine jahrzehntelange Erfahrung reichte anscheinend für diese Aufgabe nicht aus, und so wollte ich den Quälgeist als unmöglich zu entwirren wieder beiseite legen. Aber immer wieder reizte mich die Arbeit von neuem, hatte es doch bisher etwas Unmögliches bei der Papyrusrestaurierung für mich nicht gegeben.

Da endlich, nach wochenlangem Bemühen, konnte ich das erste Blatt zutage fördern, dem nach und nach bruchstückweise weitere Blätter folgten.

So ist es mir nach unsäglicher Mühe gelungen, 48 Blätter (96 Seiten) mehr und weniger gut erhalten für die Wissenschaft zu retten, und da der Inhalt nicht unwichtig ist, so ist auch meine aufgebrauchte Mühe und Geduld nicht umsonst gewesen.“ –

Hugo Ibschers Leben war ein Leben mit den Handschriften und für die Handschriften, das in seinem neunundsechzigsten Lebensjahre überraschend verlosch. Das Werk aber bleibt bestehen, auch wenn die Handschriften früher oder später einmal vergehen sollten, denn niemals kann ein Geist verwehen, der ein Werk aus Urgründen in das Dasein heraufbeschwor. Und noch einmal muß, wenn auch variiert, ein Satz wiederholt werden: Die Aufgaben, die Hugo Ibscher als Schicksalsauftrag angetragen wurden, standen in einem merkwürdigen und geheimnisvollen Verhältnis zur jeweils erreichten Könnerschaft, diese aber wurde geformt und entwickelt durch ein unablässiges emsiges Bemühen, mit denkbar möglicher Exaktheit die in Unordnung geratenen Dinge wieder in Ordnung zu bringen. – Aber ein Satz Ibschers in der Einleitung zu der Edition der Avestahandschriften: „Technik allein macht es nicht“, läßt erkennen, daß er sich sehr wohl bewußt war, daß dieses Werk, dem er diente, der Heilung und Rettung von Handschriften, die ihm nicht nur Dinge, sondern Lebewesen waren, nicht das *Werk* allein begnadeter und im Gelingen gesegneter Hände und Augen war, sondern Verwirklichung des Geistes, der am Anbeginn allen Anbeginns wirksam war und aller Dinge Wesen begleiten wird in alle Ewigkeit. Wer so denkt und lebt, steht in der Mitte des Lebens und wird in seinem schlichten Wirken zum Beispiel. Seine Natur kannte kein Rasten, aber sie kannte und genoß den großen Atemzug des feierlichen Aufatmens nach gelungenem Werk. Das Wort des Prometheus aus Goethes „Pandora“ darf über diesem Leben eines Tätigen stehen:

„Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat.“

## Große deutsche Familien XII

## Die von Winterfeld(t)s

Es war in den Jahren vor dem ersten Weltkriege; da zogen die Schülerinnen des Klockowschen Privatlyzeums, eines nicht gerade luftigen und lichtdurchfluteten Gebäudes in der Berliner Straße zu Charlottenburg, neben dem sich mittlerweile das kleine Theater „Tribüne“ aufgetan hat, sobald in ihrem Stundenplan „Zeichnen“ stand und falls die Jahreszeit es erlaubte, mit Klappstühlchen bewaffnet auf einen alten, romantisch verwilderten Friedhof in der Nachbarschaft, um dort „nach der Natur“ zu zeichnen oder zu aquarellieren. Das war eine reizvolle Unterbrechung alles dessen, was man sonst nur als Plage und Öde empfand; zwar verbot die Umgebung, sich absolut ausgelassen zu benehmen, aber die relative Ungebundenheit eines solchen Unterfangens wurde doch dankbar wahrgenommen, hier und da kam es auch zu einigen ganz hübschen Resultaten. Damals war es noch nicht modern, die kindliche Phantasie zu entfesseln und die daraus hervorgehenden „Kompositionen“ staunenden Eltern in Schulausstellungen vorzuführen; dafür wurden einem aber die Augen für das „Draußen“ geöffnet, und bei einigen jener Schülerinnen hat das sogar ein Leben lang vorgehalten.

Diejenige aber, der man das zu verdanken hatte, was man natürlich noch nicht zu würdigen wußte – war das Fräulein Helene von Winterfeldt, unsere Zeichenlehrerin, eine zierliche kleine Dame, die wir, da sie offensichtlich über zwanzig war, nach Kinderart wie das ganze Lehrerkollegium für uralt hielten – in Wirklichkeit mußte sie um die fünfzig sein. Keine von uns ahnte damals, daß Fräulein von Winterfeldt eine nicht unbekannte Malerin war, daß sie ihre Landschaften auf die Großen Kunstausstellungen von Berlin und München schickte und in der Berliner Kunsthandlung Schulte ausstellte. Noch weniger aber waren wir, mangels historischer oder auch nur lokal-historischer Bildung, uns darüber im klaren, daß man ihren Namen mit dem „Winterfeldt-Platz“ in Berlin oder auch mit dem Denkmal des friderizianischen Generals auf dem Wilhelmplatz hätte in Verbindung bringen können und müssen; sie selbst hat bescheidenlich nie darauf hingewiesen.

„Das Geschlecht der Winterfeld ist ein norddeutsches Adelsgeschlecht; sein Adel ist älter als sein Name“, sagt Ludwig Gustav von Winterfeld, Historiograph der Familie (1807–1873), der in 35jähriger Arbeit das Material zu seiner „Geschichte des Geschlechts von Winterfeld“ zusammengetragen hat, deren 4. Teil (= 5. Bd.) dann, von Dr. Erich Wentscher geschrieben, 1937 erschienen ist. Sehr früh schon, nämlich 1570, ist der Familie aus ihren Reihen ein höchst eigenartiges Geschichtsdokument übermacht worden: die in lateinischen Versen verfaßten „Parentationes Joachimi Winterfeldii“, die Paul von Winterfeld ins Deutsche zu übertragen beabsichtigte. Sie ist bis heute eine der wichtigsten und interessantesten Quellen für alle Winterfeld-Forscher geblieben, sie war es auch für den Hallenser Geschichtspräsidenten C. F. Pauli („Geschlechtssnachrichten des hochadeligen Hauses deren von



Winterfeldt“, 1761), der vor seinem Ruf nach Halle der Lehrer von Ludwig Gustavs Großvater gewesen war. Aus neuester Zeit aber haben wir dann das auch literarisch bemerkenswerte Erinnerungsbuch von Joachim von Winterfeldt-Menkin „Jahreszeiten meines Lebens“ (Propyläen-Verlag, Berlin 1942).

Alten Quellen zufolge sind „die Winterfelde“ unter Kaiser Heinrich dem Vogler aus dessen Erblanden Sachsen und Thüringen 927 in die heutige Altmark gekommen, von wo aus sie sich später über die Priegnitz, Mecklenburg, Uckermark, Pommern verbreitet haben. „In der Priegnitz wurden sie zu den Schloß- und Burggessenen gezählt, und in der Uckermark gehörten die Winterfelde zu den ursprünglich nur vier eximierten (= ausgenommenen) Geschlechtern. Außer ihnen waren es nur noch die von Arnim, von Buch und von Schlippenbach: diese hatten mit allen ihren Leuten und Hintersassen ihren Gerichtsstand unmittelbar vor dem Hof- und Kammergerichte, während der übrige Adel zunächst unter dem Obergericht zu Prenzlau sein Recht nahm“ (L. G. von Winterfeldt, Bd. 1, S. 38).

Es ist nicht unsere Aufgabe, den unendlichen genealogischen Verschlingungen einer Familie nachzugehen, deren verschiedene Linien sich noch vielfach verzweigten, die in manchen Stämmen auch bereits erloschen ist, deren für uns wichtigste Gestalten – und das gilt auch für die heute lebenden Namens-träger – alle aus der brandenburgischen Landschaft Priegnitz stammen. Verlockend genug wäre es schon, einmal allen Ausläufern eines solchen Geschlechts nachzufolgen, etwa bis nach Flandern, wo ein Karl Theodor von Winterfeldt in einer Antwerpener Kirche begraben liegt, nachdem er sich im spanischen Erbfolgekrieg hervorgetan hatte und von König Philipp V. 1706 zum Marquis erhoben worden war. Aber solchen Dingen sind andere ausführlich genug nachgegangen – wir müssen uns kürzer fassen.

Der Mann, der an der Spitze der für uns überschaubaren Priegnitzer Ahnentafel steht, ist der kurfürstliche Kammerjunker und Kriegskommissar Adam de Winterfeldt (1594–1640), Herr auf Menkin, den einer seiner direkten Nachkommen, der schon erwähnte Joachim von Winterfeldt-Menkin, einen „gestrengen Herrn“ nennt, „der sich in den schweren Nöten des Dreißig-jährigen Krieges Respekt zu verschaffen wußte, um seiner Aufgabe gebührend nachzukommen, Einquartierungslisten und Kontributionen gerecht zu verteilen“ („Jahreszeiten“, S. 10). Ein Enkel Adams, Georg Lewin von Winterfeldt, war Generaladjutant König Friedrich Wilhelms I., und in dem Neffen dieses Generals, der als Junker im Königsberger Regiment seines Onkels Dienst tat und dem „Soldatenkönig“ bei einer Revue durch seine stattliche Größe und durch seine Haltung auffiel (was ihm die Versetzung zum Garderegiment nach Potsdam eintrug) – in diesem Hans Karl von Winterfeldt haben wir bereits den General von Winterfeldt vor uns: den Vertrauten Friedrichs des Großen, seinen Generalstabschef und Generaladjutanten, der ihm unter allen seinen Generälen am nächsten stand und der als Ratgeber und als Freund wohl am weitesten in die abgeschirmten Bereiche dieses einsamen Mannes vorgedrungen ist. „Erhalte Er sich mir...“, war die einzige Instruktion, die Friedrich dem Freund einmal vor einer entscheidenden Schlacht mitgab; dennoch hat Hans Karl, erst fünfzigjährig, im Sieben-jährigen Krieg, in der Schlacht bei Moys am 7. Sept. 1757, sein Leben gelassen, und sein König hat seinen Tod nie recht verwunden. „Gegen die

Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettung zu finden; aber nie werde ich wieder einen Winterfeldt antreffen“, war sein klagender Ausruf beim Empfang der Todesnachricht, und noch Jahre später äußerte er einmal, als die Rede auf Winterfeldt kam: „Er war ein guter Mensch – ein Seelenmensch – er war mein Freund!“

Die Literatur über Hans Karl ist beträchtlich, angefangen von C. F. Paulis „Leben großer Helden des gegenwärtigen Krieges“, 1758, über K. A. Varnhagen von Enses Biographie (Berlin 1836), L. Mollwos Monographie (als 9. Bd. der „Historischen Bibliothek“, München und Leipzig 1899), über zahlreiche ihm im Zusammenhang mit Friedrich dem Großen gewidmete Abhandlungen der großen Historiker – so z. B. Droysens – und einzelne Aufsätze bis hin zu der alle Literatur zusammenfassenden Arbeit von A. von Janson: „Hans Karl von Winterfeldt, des großen Königs Generalstabschef“ (Berlin 1913, Georg Stilke). Es kann sich also nicht darum handeln, dem Leben des vorbildlichen und kühnen Soldaten oder des klugen Diplomaten, der mit wichtigen Missionen an den Zarenhof gesandt wurde, der auch in Friedenszeiten seinem König beständig in Potsdam zur Hand war und sich nur selten in seine pommersche Heimat beurlaubte, neue Züge hinzuzufügen. Interessant ist es allerdings, zu erfahren, daß schon Friedrich Wilhelm I. die ungewöhnlichen Begabungen des Majors erkannt hatte und seinen Charakter schätzte; er gehörte zu den wenigen, die bei seinem Tode am 31. Mai 1740 zugegen und laut Testament dazu ausersehen waren, an des Königs Obduktion teilzunehmen: „... mein Leib ... geöffnet und gründlich examiniert werden soll, woran ich eigentlich gestorben und wie es in meinem Leibe aussieht“. Noch interessanter aber ist die Geschichte von der „Überführung“ von Winterfeldts Sarkophag aus dem schlesischen Pilgramsdorf nach Berlin, deren eigentliche Bewandnisse erst seit neuestem erforscht worden sind.

Hans Karls Witwe, Juliane Dorothea von Malzahn, hatte seinerzeit ihren Gemahl auf einem neueren Besitz, Barschau bei Pilgramsdorf in Schlesien, in der von ihm erbauten Gruft beisetzen lassen. Später kam dieser Besitz in andere Hände, und eine Gräfin Campanini errichtete dort ein Fräuleinstift „für den Schlesischen Adel Preußischer Hoheit“, und zwar für den protestantischen sowohl wie für den katholischen, weshalb, so heißt es, auch die Äbtissinnen dieses Stiftes „alternierten“. Als nun zum hundertsten Todestage des Generals, 1857, die Familie von Winterfeldt an Friedrich Wilhelm IV. herantrat und ihn darum bat, den berühmten Verwandten doch nach Berlin, und zwar auf den Invalidenfriedhof, überführen zu lassen, wurde, nachdem die Bitte gewährt war, das Grabgewölbe geöffnet; man fand dort außer dem großen Sarkophag mit einer allerdings neueren Inschrift auch noch vier andere, kleinere Särge und darin „nur weibliche Leichen, durch das Kostüm als Jungfrauen des Fräuleinstiftes zu Barschau erkennbar“ (Ludwig G. von Winterfeldt, a. a. O., 2. Teil). Gründe der Überlieferung bestätigten damals die Annahme, in dem prächtigen Sarkophag den Sarg des Generals vor sich zu haben; so senkte man ihn in eine neue Hülle aus bronziertem Zink und ließ ihn durch ein Militärkommando von Glogau nach Berlin überführen. Viele Familienmitglieder aus allen Gegenden Deutschlands fanden sich am 6. Sept. 1857 zu einem Gottesdienst in der Friedenskirche zu Potsdam ein; danach gab es ein großes Defilee von allen Herren und Damen vor dem Königspaar

auf der Terrasse von Sanssouci. „Der heiterste Himmel ruhte auf dieser Szene . . .“ Am Tag darauf fand die feierliche Beisetzung auf dem Invalidenfriedhof statt, Winterfeldts Asche „kam in die Nähe der sterblichen Reste von Scharnhorst und Witzleben, mit denen er vergleichbar ist“ (L. G. v. W.).

Welch ein Kuriosum hat sich aber inzwischen herausgestellt! Ein Musikdirektor hat es 1944 zutage gefördert und der derzeitige Familienälteste, Hans Carl von Winterfeldt aus dem Hause Nieden, wohnhaft in dem württembergischen Schlosse Bebenhausen, hat es 1950 in einem seiner regelmäßigen „Nachrichtenblätter“ der Familie mitgeteilt, „daß die sterblichen Überreste unseres Familienheiligen noch dort liegen, wo sie nach dem Gefecht bei Moys nach dem 7. 9. 1757 nach Pilgramsdorf hingebracht wurden. Anstatt seiner ist eine Äbtissin aus der gleichen Gruft in Berlin auf dem Invalidenfriedhof beigesetzt worden. Belege darüber sind gerettet“. (Diese Belege bestehen unter anderem aus dem in der Gruft gefundenen Schwarzen Adlerorden.)

Wenn aber Hans Karl von Winterfeldts Asche nun auch nicht wirklich neben der von Scharnhorst und Witzleben zu suchen ist: seine Gestalt ist in die große Geschichte Preußens eingegangen; auch hat Rauch ihn am Sockelrelief seines Friedrich-Denkmalts porträtiert, und von den Dichtern haben Heinrich von Kleist und Gleim ihn verewigt.

Unter den vielen anderen Soldatengestalten innerhalb der Familie von Winterfeldt seien lediglich noch einige wenige hervorgehoben. Da wäre z. B. Hugo Hans Carl (1836–1898) zu nennen, der in der unmittelbaren Umgebung Moltkes an den Vorgängen von Sedan beteiligt war und ausführliche briefliche Berichte über die Kapitulationsverhandlungen von 1871 hinterlassen hat. Über drei weitere Generale zitieren wir Joachim von Winterfeldt-Menkin („Jahreszeiten“, S. 35): „Ein anderes Verwandtenhaus war das eines Vettters meines Vaters . . . es war General Rudolf von Winterfeldt, der à la suite des Prinzen Alexander von Preußen, eines etwas vertrottelten, besonderer Leitung bedürftigen alten Junggesellen, tätig war und die schönste Frau am Kaiserhof, Paula von Röder, später, in zweiter Ehe Gräfin Alvensleben, seine Gattin nannte. In diesem völlig höfisch und diplomatisch orientierten Hause waren drei Söhne . . . der jüngste starb frühzeitig nach längerem tuberkulösem Leiden, die beiden ältesten Söhne stiegen zu hohen Stellungen auf, beide wurden Generale. Der ältere stand an der Spitze des besetzten Belgiens, als Generalstabschef des Gouverneurs, der andere, mein besonderer Jugendfreund, gehörte zu der Friedensdelegation im Jahre 1918 und schied unter Protest aus ihr aus, als er die entwürdigenden Friedensbedingungen hörte. Der General Detloff von Winterfeldt ist seitdem eine historische Persönlichkeit geworden und in Ehren geblieben.“

Im zweiten Weltkrieg finden wir den General Ludwig Robert von Winterfeldt (1879–1952) aus dem Hause Neuhausen-Neuhof, der mit Emma von Hartmann, der Tochter des Philosophen Eduard von Hartmann, verheiratet war; als Festungskommandant von Glogau machte er sich 1933 bei Hitler unbeliebt, indem er sich weigerte, sich an der Schändung eines Ebert-Denkmalts zu beteiligen. Als er dann außerdem eines Tages in Uniform an einer Versammlung des jüdischen Frontkämpferbundes teilnahm, wurde er verabschiedet, bei Ausbruch des Krieges aber wieder in den aktiven Dienst geholt. Als Kommandant der „Festung Saarpfalz“ unterstand er direkt dem



General von Witzleben; wie dieser haßte er Hitler, konnte sich jedoch nicht entschließen, sich den Widerstandsgruppen zuzugesellen. In seinen letzten, von schwerer Krankheit umdüsterten Lebensjahren empfand er darüber große Wissensnot; die Teilnahme bis zum Schluß war ihm erspart geblieben, da er zu den 53 Generälen gehörte, die bei dem Wechsel im Wehrmacht-personalamt – Schmundt ersetzte damals Keitel – entlassen wurden.

Schauen wir uns noch weiter im Hause Neuhausen-Neuhof um, so begegnen wir zwei jüngeren Geschwistern des Generals Ludwig Robert, die sich auf das Gebiet der künstlerischen und wissenschaftlichen Produktivität begeben haben. Wilhelm von Winterfeldt (geb. 1898) begann zwar noch seine Laufbahn als Offizier, studierte dann aber Architektur und widmete sich dann ausschließlich der Bildhauerei. Georg Grabenhorst hat in Westermanns Monatsheften (Sept. 1934) die Tätigkeit Winterfeldts, der heute als viel beschäftigter Porträtplastiker in Dortmund lebt, gewürdigt.

In Dr. Luise von Winterfeld haben wir eine „gelehrte Kennerin westfälischer Geschichte“ vor uns. Die in Metz geborene Offizierstochter studierte in Göttingen und Heidelberg Geschichte und Rechtsgeschichte, war von 1912–1916 im Stadtarchiv Köln tätig, wo sie ihre Arbeit über „Handel, Kapital und Patriziat in Köln bis 1400“ begann, und hat dann von 1916–1950 das Amt der Direktorin des wissenschaftlich bedeutenden Stadtarchivs Dortmund bekleidet – als erste Frau, der in Deutschland zu jener Zeit ein solcher Posten übertragen wurde. Ihre wissenschaftlichen Quellenstudien und Publikationen gelten vorwiegend ihrer Wahlheimat Dortmund und dem übrigen Westfalen; 1934 erschien ihre „wissenschaftlich gediegen fundierte und doch im besten Sinne volkstümlich gewordene ‚Geschichte der Freien Reichs- und Hansestadt Dortmund‘“; „Die stadtrechtlichen Verflechtungen Westfalens“ heißt ihr Beitrag zu dem von der Provinzialverwaltung herausgegebenen Sammelwerk „Der Raum, Westfalen“; auch die Gestalt des Meisters Konrad von Soest hat sie in ihre Forschungsarbeiten einbezogen. Da sich Luise von Winterfelds Studien auf die gesamte Stadtrechts-, Handels- und Hansegeschichte und damit über Köln und Dortmund hinaus bis nach Lübeck und in die Ordensländer Preußen und Livland erstreckten, ist sie nicht nur zum Mitglied der „Historischen Kommission für Westfalen“ gewählt, sondern auch zum Ehrenmitglied des „Vereins für Lübecker Geschichte“ und sogar zum Mitglied der „Göttinger Akademie der Wissenschaften“ ernannt worden.

Wir können uns von diesem vielseitigen Hause – zu dem übrigens auch Edeline von Winterfeld (geb. 1919) zählt, die verwitwete Gattin des Komponisten und Professors an der Berliner Musikhochschule Höffer, die jetzt selber als Dozentin an der Musikhochschule wirkt – nicht verabschieden, ohne einer Tante jener großen zwölköpfigen Geschwisterschar zu gedenken (der General, der Bildhauer, die westfälische Forscherin gehören dazu), deren Heim in der Schweiz und später in Nizza für viele ihrer weniger begüterten Verwandten ein zeitweiliger Zufluchtsort gewesen ist. Adelheid (1839–1898) heiratete den schweizerischen Oberst Emil von Scherer, wurde aber bald Witwe und dann zur geliebten Wohltäterin der Familie. Sie besaß ein Gut mit dazugehörigem Schloß am Genfer See: Champ-de-Ban, das nach ihrem Tode an die Familie Winterfeldt fiel, später aber verkauft werden mußte.

Der heutige Besitzer ist – Charlie Chaplin, der noch einige aus Winterfeldtschem Besitz stammende Barockmöbel vorgefunden, im übrigen aber allerrhand Veränderungen vorgenommen hat, unter anderem ließ er sich in das Schloß eine Orgel einbauen. Sic tempora mutantur.

Schlägt man unter dem Namen „Winterfeld(t)“ in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ oder in einem Lexikon, etwa im alten Brockhaus, nach, so sind darin die von uns zuletzt behandelten Personen verständlicherweise noch nicht vermerkt, dafür wird aber auf den Musikforscher Karl von Winterfeld (Berlin 1784–1852) hingewiesen, der über Palestrina gearbeitet hat und durch seinen Briefwechsel mit Eduard Krüger bekannt wurde, vor allem aber auf einen Mann, der in der Familienchronik als „erster berufsmäßiger Schriftsteller der Familie“ geführt wird: Adolf von Winterfeldt (Altruppin 1824 – Berlin 1889). Auch er hat als Offizier begonnen, dann aber sich ans Schreiben gemacht und eine Fülle von Garnisongeschichten, Militärhumoresken, Manövergeschichten von sich gegeben, an denen sich bis ins frühe 20. Jahrhundert viele Leute erlabt haben. Die Bücher sind inzwischen versunken und konnten sogar ihren Urheber zu seinen Lebzeiten nicht völlig ernähren. Zwar wurde er zum Johanniterritter ernannt, schrieb auch eine streng historische Abhandlung über die Geschichte des Johanniterordens; dennoch war er dicht am Verhungern, obwohl ein Roman: „Die Geheimnisse einer kleinen Stadt“ (1863) erfolgreich war und sein Lustspiel „Die Winkelschreiber“, 1868, zum Repertoirestück des Königlichen Schauspielhauses wurde. In seinen letzten Lebensjahren hat Fontane sich mit einem dankwürdigen Brief für den „Berufskollegen“ eingesetzt. Er schrieb diesen Brief an Carl Zöllner, Mitglied der Akademie, und begründete darin, höchst witzig, daß er dieses Hilfesuch für Winterfeldt leider nicht an die große Schillerstiftung mit einem Brief an Heyse richten könne, da dieser seiner Besprechung der „Prinzessin Sascha“ und „Weltuntergang“ (von Heyse) „ein äußerstes Maß von Nüchternheit abgefühl habe“. Winterfeldt aber müsse Geld haben, und also, schreibt Fontane, „in meiner Not und Bedrängnis, die fast an die Winterfeldtsche ’ranreicht, beschwöre ich Dich nun, daß Du auf Deinen Daumen hin ein solches Empfehlungsschreiben schreibst oder auch das Beifolgende durch einen Deiner Schreibleute bloß abschreiben läßt, um es nachher zu unterzeichnen“ (Briefe Theodor Fontanes, 2. Slg., 2. Bd., S. 179ff.). Fedor von Zobeltiz aber hat Winterfeldt in „Abgeschobenes und Überholtes“ (Vossische Zeitung, 29. April 1919) ein Lebensbild gewidmet, in dem es u. a. heißt: „Mitte der achtziger Jahre war er ständiger Gast in der Nehmelschen Weinstube am Gendarmenmarkt und trank dort den sauersten Mosel, mit sorgenvoller Miene und einem gewissen Mut der Notwendigkeit. Darin ähnelte er anderen Humoristen wie beispielsweise Seidel und Trojan, die man auch schweigsam und mit bekümmerten Gesichtern bei ihrem Sauerling sitzen sehen konnte – bloß in den Augen lebte der Schalk und sprang vielleicht auf die Zunge, wenn nach dem dritten Glase die Hoffnung wach wurde, daß man das vierte ohne körperliche Erschütterung der Kehle anvertrauen konnte. Auch der Kammerherr von Winterfeldt war ein Sonderling, der sich als solcher in seinen komischen Romanen zuweilen selbst gezeichnet hat. Er trug stets zu enge Paletots – das war sozusagen sein Ver-

hängnis. Und ob er zu dem besten Schneider ging: der Paletot drückte immer. Er hat unendlich viel geschrieben, weit über hundert Bände, und diese unheimliche Fruchtbarkeit lähmte schließlich die Frische seiner Begabung . . . Am lustigsten sind seine Soldatenromane, die fast alle in seiner alten Garnison Pasewalk spielen. Das stumpfsinnige Garnisonleben der dreißiger und vierziger Jahre verstand er famos zu schildern. Aber er hat auch Besseres geleistet, für seine mustergültige Übertragung der Gedichte Bellmans verlieh ihm die schwedische Akademie die große goldene Medaille . . . Winterfeldt war in Armut gestorben; es ging ihm wie Julius von Voss – er schrieb unermüdlich und kam doch nie auf einen grünen Zweig.“

Es ist ein großer Sprung, nicht so sehr der Zeit wie dem Range nach, wenn wir hiernach endlich von Paul von Winterfeldt sprechen; eines jedoch rückt ihn an diesen „Vetter“ heran: ein Sonderling war auch er, und das ist wohl eines der Familienerbteile in ihm. Von allem anderen, was ihn mit seinem alten Geschlecht verband und dann doch wieder völlig abhob, hat Hermann Reich in seinem nach Paul von Winterfeldts Tode herausgegebenen Buch „Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters“ (Oskar Beck, München 1917) etwas hymnisch – wie es ihm die Verehrung für den Freund eingab – geredet.

Im Hinblick auf die Ahnen heißt es bei Reich (S. 12 f.): „In der Blüte des Mittelalters war es das Vorrecht des Adels, dem deutschen Volke seine größten Dichter zu geben, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide . . . Freilich, das war der rheinische und der süddeutsche Adel. Der ostdeutsche, der märkische besonders, hatte viel zu sehr mit der Not des Lebens, mit dem starken Feinde und der kargen Erde zu ringen, als daß er viel freudige Minnesänger und Dichter hätte hervorbringen können, oder große Denker und Gelehrte . . . Aber diese Abenteuerlust im Geistigen, ist das nicht auch ein Erbteil ritterlicher Abenteuerlust, und dieses Einsetzen des Lebens an die großen Rätsel und Probleme? In Wirklichkeit hat unsern Professor sein Gefühl nicht betrogen. Er ist in allem Besonderen und Hervorragenden der Erbe seiner Ahnen. Die Lebenslust und Kraft, die in vielen Männern dieses Geschlechts braust, hat sie oft nicht Genüge finden lassen allein an der praktischen Wirksamkeit, so weit deren Grenzen ihnen auch gesteckt waren. . . . Er ist zwar der erste Winterfeldt, der von vornherein und allein auf reine Wissenschaft ausging, der erste Professor. Aber schon vor ihm hat mancher neben der harten Arbeit des Amtes den Museu gedient oder gar mit kühnem Entschluß den Pallasch an den Nagel gehängt, um frei und unabhängig zu denken und zu dichten.“ In diesem Zusammenhang kommt Reich dann auch zu unserem Adolf von Winterfeldt, erwähnt aber noch den Geheimen Obertribunalsrat in Berlin Georg August Vivigenz von Winterfeldt (1784–1852), der eine „Geschichte des evangelischen Kirchengesanges“ verfaßt hat, und er weist hin auf Pauls Urgroßvater, den großen Bibliophilen Moritz Lewin Adolf Herr auf Nieden, der auch eine Biographie seines friderizianischen Vorfahren Hans Karl geschrieben hat.

Paul von Winterfeldt wurde am 20. August 1872 zu Tynwalde in Westpreußen geboren, wo sein Vater, der früh starb, Gutsadministrator war. Er besuchte das Gymnasium in Köslin; im April 1894 bezog er die Universität Berlin. Seine Mutter, die sich dem einzigen Sohn aufopferte, siedelte mit ihm über. Paul betrieb sein Studium in einer Art verzehrenden Eifers, die sich zur



völligen Askese steigerte; seine Kurzsichtigkeit steigerte sich, und sein mächtiger Körper wurde müde und schlaff durchs „Stubenhocken“. Er hörte bei dem Vorsokratiker Diels, bei dem Historiker Watzenbach, bei Harnack, bei den Philosophen Dilthey und Zeller – später trat die Bekanntschaft mit Wilamowitz hinzu, die sich von seiten des Lehrers zur fördernden Freundschaft entwickelte. Winterfelds Studienkreis umfaßte die gesamte Geschichte und die klassische Philologie: in den Seminaren von Vahlen und Kirchhoff bildete er sich zum glänzenden Textkritiker aus. Er schloß seine Studien mit einer vorzüglichen Preisarbeit über antike astronomische Schriften ab.

Gleich nach seinem glänzend bestandenem Doktorexamen wurde Winterfeld an die *Monumenta Germanica historica* berufen, auf Empfehlung Vahlens und Traubes, der sich für Winterfelds inzwischen eingeleitete Hrosvita-Studien interessierte. Er erhielt den Auftrag, den vierten Band der lateinischen Dichter des Mittelalters, die Karolingischen Dichtungen, herauszugeben. Und da er mit ungeheurem Eifer an die Arbeit ging, erschien bereits 1899 von diesem Band die erste Hälfte; 1901 erschien seine umfangreiche Ausgabe der Hrosvit (= Roswitha). Daneben schrieb er unaufhörlich Abhandlungen über Abhandlungen für wissenschaftliche Zeitschriften und Gesellschaften. Die Mitarbeit an den „*Monumenta*“ führte ihn auf große wissenschaftliche Forschungsreisen, auf der Suche nach Handschriften. Auf der Suche nach den geistlichen Liedern des Mittelalters, den Sequentarien, bereiste er alle großen süddeutschen Bibliotheken, bis nach Einsiedeln und St. Gallen. In Einsiedeln arbeitete er stehend mitten unter den Handschriften, „als Tisch das mit Folianten bis zum Rande gefüllte Fensterbrett – keine bequeme Arbeitsgelegenheit, wenn man nicht die Zeit opfern und im Zimmer arbeiten will“, wie er selbst berichtete.

Er ließ sich keine Zeit, und er schonte sich nicht – wohl mit dem inneren Instinkt jener, die von einem frühen Tod gezeichnet sind. 1899 habilitierte er sich in Berlin; nach einigen – ihn zeitweilig erbitternden und noch mehr absondernden – Mißverständnissen erfolgte im März 1904 seine Ernennung zum Professor. „Er las“, schreibt Hermann Reich, „über das Gedicht von Walther und Hildegund, über Roudlieb, über Hrosvit und Notker, über den Archipoeta und die *Carmina Burana*, über mittellateinische Rhythmen und Sequenzen, über den mittellateinischen Satzschluß. Für das Sommersemester 1905 hatte er ein neues Kolleg angekündigt über den *Mimus* im Mittelalter.“ Aber schon Weihnachten 1904 muß er seine Kollegs absagen, da beständige Erkältungen, vereint mit großer Erschöpfung, sich ihm auf die Lungen gelegt haben. Vereinsamt liegt er zu Hause; zu Weihnachten 1904 schickt er seine soeben erschienenen Gedichte an Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, der ihm darauf antwortet (Westend, 24. Dezember 1904): „Hochgeehrter Kollege und Freund! Ihre Gedichte, die Sie mir freundlich zusenden, kann ich nicht nur als Gedichte betrachten . . . es liegt darin eine so trostlose Stimmung, die unmöglich nur aus künstlerischem Anempfinden hervorgeht, sondern tief aus der Erfahrung kommen muß. Das macht mich wahrhaft besorgt. Ich hoffe Sie entweder an der Wissenschaft beschäftigt, die, auch wo sie Sehnen weckt, doch den Frieden geben muß, den der Dienst des Ewigen als Lohn mit sich bringt. Aber nun kann man gar nicht anders als eine seelische Depression annehmen, der man menschlicherweise gar nicht ver-

antworten mag, kühl zuzusehen. Es ist freilich indiskret, und meiner Art widerstrebt es vollends, einen Dichter auf seine Verse hin anzupacken, und ich weiß, daß ich gar kein Recht dazu habe, allein ich kann mir unter diesem Eindrucke gar nicht helfen, ich muß Ihnen aussprechen, wie gern ich Ihnen, wenn es in meiner Macht stünde, behilflich sein möchte, diese Dämonen der Verzweiflung zu bannen, und wer die Kraft, zu schaffen und zu gestalten besitzt, wie Sie, dem sollte die Muse doch den besten Beistand leihen. Möchte sie Ihnen am Heiligen Abend heute gnädig und tröstend nahen, und nehmen Sie die Versicherung, daß ich gern bei diesem Werk behilflich wäre. Dankbar ergebenst Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf.“ In der Tat gelang es Wilamowitz noch, für die Überführung des Kranken in die Lungenheilstätte Belgiz in der Mark zu sorgen; dort starb Paul von Winterfeld im Frühjahr 1905; Gustav Roethe hielt ihm die Leichenrede.

Was es mit den „Dämonen der Verzweiflung“ auf sich hatte, von denen Wilamowitz in seinem noblen Brief gesprochen hatte, das hat Hermann Reich ausführlich, Joachim von Winterfeldt-Menkin hingegen in seinen „Jahreszeiten“ diskreter und knapper geschildert. Es war die „Fernliebe“ zu der nie gesehenen Dichterin Agnes Miegel – eine „Traumliebe“, wie Reich sie nennt, deren geistig seelischen Exaltationszuständen seine angegriffene Gesundheit nicht mehr gewachsen war. Joachim Menkin hatte den jungen „Vetter“ erst in dessen letzten Lebensjahren „entdeckt“ und es vermocht, den Einsamen zu Stunden der Entspannung und beiderseitigen Bereicherung in sein Potsdamer Haus zu holen. Amüsiert-respektvoll beschreibt er, wie er Paul das erste Mal besucht. „Winterfeld bewohnte in der Grunewald-Straße eine aus mehreren Räumen bestehende Wohnung. Als ich klingelte, öffnete mir ein dunkelhaariger, bärtiger Riese in langem schwarzem Rock, die sehr ausdrucksvollen und schönen Augen bebrillt, nach meiner Vorstellung sichtlich erfreut, daß ein Mitglied des Familienverbandes ihn aufsuche. Die Zimmer, in die ich geführt wurde, enthielten als einzigen Hausrat nichts als schwer gepackte und bis zur Decke reichende Bücherregale, Bücherpakete lagen auf der Erde herum. Eine eiserne Bettstelle, ein Tisch, der gleichzeitig zum Schreiben und Kochen benutzt zu sein schien, dazu noch einfache hölzerne Stühle – das war die ganze Einrichtung. Aber über dieser primitiven, abgesehen von den Bücherschätzen geradezu armseligen Umgebung leuchtete siegreich die Flamme eines seltenen, auserlesenen Geistes, strahlte der Zauber einer bedeutenden Persönlichkeit.“

Es heißt dann weiter: „Die Beschäftigung mit den Dichtungen der Nonne von Gandersheim hatte Winterfeld zum kritischen Studium deutscher Frauenpoesie bis auf die Gegenwart geführt und ihn in Agnes Miegel diejenige Dichterin unserer Tage finden lassen, in der er die bedeutendste Verkörperung weiblicher Dichtkunst überhaupt erblickte. . . . Paul hatte Agnes Miegel zu seiner Universalerbin eingesetzt. Da er eine vermögenslose, ihm übrigens recht unähnliche Schwester hinterließ, suchte ich die Dichterin auf, um sie zu bitten, die Erbschaft, die lediglich aus der wertvollen Bibliothek bestand, zugunsten der Schwester auszuschlagen. Dieser Verzicht wurde von der durch ihre Erbeinsetzung selbst peinlich betroffenen Dichterin sofort gern erklärt.“

Das ist – in Kürze – das Schicksal Paul von Winterfelds; sein Freund

Hermann Reich mochte wohl recht haben, wenn er die zeitlose Parsifalhaftigkeit dieses Dichter-Gelehrten mit den ritterlichen Minnesängern in Zusammenhang brachte und das geistige Abenteuer seines Lebens mit den soldatischen Abenteuern seiner Vorfahren verglich.

Es bleibt uns noch, die Gestalt des Joachim von Winterfeldt-Menkin (1865–1945) etwas deutlicher nachzuzeichnen, die ja schon hin und wieder in der Nähe eines anderen in Umrissen sichtbar geworden ist. Es muß ein Glück gewesen sein, diesen großherzigen und noblen Mann von umfassender Kultur und Bildung zu kennen, so bezeugen es alle, die dem jungen Landrat des Kreises Prenzlau begegneten, der in diesem Amt seinem charaktervollen Vater Ulrich von Winterfeldt-Menkin (1823–1908) – vermählt mit Marianne von Stülpnagel – nachfolgte, oder die dem Potsdamer Oberpräsidialrat unter den Oberpräsidenten Bethmann-Hollweg und von Trott zu Solz oder dem späteren Landesdirektor der Provinz Brandenburg nahetraten, dessen Haus in der Matthäikirchstraße in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts ein Mittelpunkt des geistigen Lebens war. Dort hatten die beiden jungen Freunde, der Maler Götz von Seckendorff und der Dichter Bernhard von der Marwitz, den mitschwingenden reifen Freund gefunden; als sie im ersten Weltkrieg fielen, widmete Winterfeldt ihrem Andenken in schmerzlicher Betroffenheit einen Epilog in Prosa und eine seiner schönsten Dichtungen (s. dazu: „Eine Jugend in Dichtung und Briefen an G. von Seckendorff, J. von Winterfeldt u. a. hrsg. von Otto Crautloff, Dresden 1923). Dort aber sah man auch Rilke, Hofmannsthal, Däubler, Rudolf A. Schröder, Otto Freiherr von Taube, Hermann Burte, Gerhart Hauptmann, Börries Freiherr von Münchhausen. In jenem Hause habe es einen „menschlichen Maßstab gegeben“, heißt es in der Winterfeldt zum 60. Geburtstage gewidmeten Festgabe seiner Freunde (Pontos-Verlag, 1925), und weiter: „Hier hatten Herzen aus den entferntesten Lagern der politischen Führung, der Wirtschaft, der Parteien und aus den unsichtbaren Bezirken aller Künste den Bruder, der verstand.“ Diese Bruderschaft auf höchster Ebene erfuhr noch eine weitere Ausdehnung durch Winterfeldts Tätigkeit als Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, ein Amt, das er 1919 übernahm und 1933 zur Verfügung stellte. Übrigens ist Winterfeldt auch einer der Mitbegründer der „Deutschen Gesellschaft 1914“ (in der Wilhelmstraße) gewesen, deren Vortragsabende er durch Referate aus seinem ausgedehnten Wirkungskreis häufig selbst bereicherte.

Wie ausgedehnt aber auch seine Tätigkeit, wie vielfach nuanciert Joachim von Winterfeldts Interessengebiete („nebenbei“ war er auch konservativer Reichstagsabgeordneter) gewesen sein mögen: seine eigentliche, seine zärtliche Liebe galt seiner Heimat Menkin, dem Familienbesitz „halbwegs zwischen Stettin und Prenzlau auf märkischer Seite“. Die Menkin gewidmeten Kapitel seines Erinnerungsbuches, das ein sehr lesenswertes Dokument aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ist, sind erfüllt von einem vollen Orgelton, sei es, daß er von der waldumkränzten Seenlandschaft spricht (die übrigens sonderbarerweise von Fontane übersehen worden ist), von dem preußisch schlichten Haus in dem großen englischen Park oder von der kleinen Kirche aus dem 13. Jahrhundert, in deren Gruft 14 Särge seiner Vorfahren standen, und über die er, neben zahlreichen landesgeschichtlichen Publikationen, eine kleine Studie verfaßt hat. Bezaubernde Lebendigkeit gewinnen auch unter



seiner Feder die Gestalten seiner unmittelbaren Vorfahren, so die seines Großvaters, des Kammergerichtsrats August von Winterfeldt (1789–1864), der – ein Bruder des Musikforschers Karl – unter Blücher die Freiheitskriege mitgemacht hatte, und seiner Großmutter Ulrike von LeCoq. Ulrike war Vollblutfranzösin aus einer Refugiéfamilie, Urenkelin von Charles Etienne Jordan, der mit dem Kronprinzen Friedrich in Rheinsberg befreundet und dort sein Bibliothekar gewesen war. Beide Ehegatten, der Kammergerichtsrat und seine französische Frau, waren besonders musikalisch, und dieses Erbteil hat sich über den von Joachim tief verehrten Vater fortgesetzt bis zu ihm selbst.

Joachim war vermählt mit Elisabeth Freiin von Entress-Fürsteneck aus einer alten schwäbischen Familie. Von den drei Töchtern dieses Paares hat allein die jüngste, Felicitas, aus der Ehe mit Konrad von Oppen der Menkiner Familie einen männlichen Erben geschenkt; es entsprach Joachim von Winterfeldts Herzenswunsch, daß der 1934 geborene Kaspar Joachim Matthias den Namen Winterfeldt-Menkin – „der mit der Scholle unlöslich verbundene Doppelname“ – weiterführen möge. Der Namensträger und die Scholle aber sind heute getrennt, und Joachim von Winterfeldt-Menkin ist, ein Achtzigjähriger, im Chaos des Jahres 1945 auf einem Treck ums Leben gekommen.

„Die Winterfelde“, ein rüstiges, noch aus vielen anderen Häusern als dem Menkiner sich zusammensetzendes Geschlecht, scheinen keineswegs vom Aussterben bedroht; in allen Teilen Deutschlands und in vielen Berufen begegnen wir ihrem Namen; wer einmal an einem ihrer Familientage, wie er nun Pfingsten 1955 wieder in Dortmund stattgefunden hat, als Außenstehender teilnahme, würde sich, von der Jugend ganz abgesehen, wundern, wer noch alles dazugehört. Da wäre beispielsweise die (blinde) Sängerin Margarethe von Winterfeldt, Professor an der Freiburger Musikhochschule, die Lilly von Bohlen-Halbach, Schwester von Krupp von Bohlen und Halbach, zur Mutter hat; da wäre aber auch Ernst Achim aus dem Hause Karwe, früher Direktor der Deutschen Philippsgesellschaft und jetzt Bergwerksdirektor in Brambauer bei Dortmund. Da wären noch viele, viele andere, aber wir können sie nicht alle nennen. Ihnen allen hat ihr Familienhistoriker, Ludwig Gustav, ein Wort hinterlassen, das auch Joachim von Winterfeldt-Menkin wieder aufgenommen hat: „In dieser Zeit, wo Beruf und Verhältnisse den einzelnen in verschiedene Lebensbahnen führen, ist das Band der Familie im weiteren Sinne eine Notwendigkeit... Die Familie ist nicht allein die Ruhestätte, in die man sich so gern nach den Tagen der Arbeit zurückzieht: sie wird ein Mehr, wenn sie die engen Grenzen des Hauses überschreitet, sie bildet dann das erste, ja das notwendigste Glied im Organismus des Staates, denn aus den Familien ist ein Volk zusammengewachsen.“

# BLICK IN DIE ZEIT

---

ANTON ZISCHKA

## Zwölfhundert Millionen neue Menschen

Als Commodore Perry an einem nebligen Julimorgen des Jahres 1853 seine schwarzen Kriegsschiffe in die Bucht von Uraga steuerte, um Japan zum Abschluß eines Freundschaftsvertrages mit den Vereinigten Staaten zu zwingen, da trugen die ihn empfangenden Samurai Kettenpanzer und Holzkeulen. Seit Jahrhunderten hermetisch von der Umwelt abgeschlossen, war ihr Inselreich ein für diese Welt völlig bedeutungsloser, mittelalterlicher Feudalstaat, „bewohnt von wunderlichen Wilden“, wie der erste britische Gesandte die Japaner nannte.

Zwei Generationen später besiegten diese „wunderlichen Wilden“ das riesige russische Reich.

Allein zwischen 1868 und 1928, im Verlauf von nur sechs Jahrzehnten, stieg Japans Handelsvolumen um mehr als zehntausend Prozent, von 19 auf über 2000 Millionen Dollar. Und das spürten die durch Japans Textilexporte in Lancashire arbeitslos Gewordenen ganz ebenso wie skandinavische und deutsche Exportkaufleute, wie Hollands Schiffswerften oder die Heimarbeiter des Schwarzwalds. Drei Generationen nach Perry's Abenteuer herrschte Tokio über ein Gebiet, größer als Europa, regierte es das Zweihundertzwanzigfache seines eigenen, rohstoffarmen und nur zu einem Sechstel bebaubaren Heimatbodens. Da gab es dreimal so viele Japaner als 1853, und diese 70 Millionen herrschten nun über fast 400 Millionen andere Asiaten, von den Aleuten bis zu den 7000 km südlicheren Salomoninseln und von Wake Island bis zum 8000 km entfernten Burma wehte das Sonnenbanner.

Es weht dort nicht mehr.

Aber der für Japan verlorene Pazifikkrieg änderte doch das Wesentlichste nicht: Denn Japan war nicht durch fremdes Kapital und fremden Unternehmungsgeist zur Weltmacht geworden, sondern durch eigenes Wissen. Es wurde durch die Assimilierung der in Jahrhunderten vom Abendland aufgespeicherten Erfahrungen groß. Japan hatte gelernt, es erwarb unzerstörbare Kenntnisse. Und die sind es, die Japan auch heute wieder zu einem der wichtigsten Faktoren der Weltwirtschaft und der Weltpolitik machen; genau wie das „Deutsche Wunder“ geistig moralische und nicht materielle Ursachen hat.

Was vor einem Jahrhundert in Japan geschah, geschieht heute aber überall in Asien.

*Die Hälfte der Weltbevölkerung lebt noch in mittelalterlicher, geistiger Isolierung: Wem wird sie folgen, wenn sie erwacht? Was wird sie tun?*

Das sind Lebensfragen für uns alle, und ihre Beantwortung wird weitgehend davon abhängen, ob der „Westen“ den Lerneifer und Wissenshunger in den noch nicht kommunikativen Teilen der Welt so rasch und gründlich stillt, wie das im „Osten“ geschieht. Ob vor allem Indien die gleichen Erziehungsmöglichkeiten erhält, wie sie heute bereits China hat.

Von allen Männern Chinas waren 1950 noch gut acht Zehntel, von den Frauen neun-einhalb Zehntel Analphabeten. Jetzt aber steht auf zahllosen grellroten Spruchbannern: „Wer nicht lesen kann, lebt nur halb.“ Nicht nur in Shanghai, Peking oder Kanton, sondern in Tausenden und aber Tausenden Städten überall in China sitzen nun alte Leute auf den Straßen um junge Studenten und lernen lesen. Überall gibt es nun Bildtafeln, die Mao Tse-tungs „Vierzig essentielle Schriftzeichen“ erklären, die Quintessenz sozusagen der „klassischen“ 16000 chinesischen Hieroglyphen. Überall auch werden diese Schriftzeichen

nun auf die Gegenstände schabloniert, die sie bezeichnen, das für „Kraftwagen“ auf unzählige Autos, das für „Haus“ auf unzählige Häuser, und auf dem Land ist das für „Kuh“ selbst auf die Kühe gepinselt. Da gibt es nun im kleinsten Dorf Bambusgestelle mit handgroßen Bildbüchern, von halben Kindern bewacht: Das sind die unzähligen neuen Leihbüchereien. „Volks“-Zeitungen, die mit nur 1000 Schriftzeichen auskommen statt den früher üblichen 6000 bis 8000, werden mehr und mehr gelesen. 776 Tagesblätter wurden 1954 bereits gedruckt und in rund zehn Millionen Exemplaren verbreitet, fünfzigmal so viele als ein Jahrzehnt zuvor. Der von der Regierung herausgegebene „Bauernkalender“ aber hat bereits mehr als 40 Millionen Auflage. Denn die 1950 in den Dörfern eingerichteten „Winter-Schulen“, die mit 12 Millionen Schülern begannen, konnten innerhalb zwei Jahren ihre Hörerzahl verdreifachen, erfassen heute etwa ein Fünftel der chinesischen Landbevölkerung: Über 100 Millionen Menschen also.

Wie Chinas „Bestseller“ – und damit das in der größten Auflage der Welt erscheinende Buch – aussieht?

Mao Tse-tungs Propagandisten übernahmen die äußere Form, die Illustrationstechnik und die einfache Sprache der alten Bauernkalender, verschmolzen alterprobte Wetterprognosen und Arbeitsanleitungen aber mit neuestem Wissen. In Form von Frage und Antwort werden da Werkpläne aufgestellt. Neben Auszügen aus den wichtigsten neuen Gesetzen – besonders den Frauenrechten und der Bodenreform – finden sich Aussprüche von Kung Fu-tse. Zum Beispiel: „Trachte stets neuem zugänglich zu bleiben“ – mit der modernen Erweiterung „und beseitige das überlebte Alte“. Grundzüge politischer Geographie sind eingestreut, und der Kalender auf das Jahr 1955 beginnt mit einer leichtfaßlichen Karte Chinas und Text und Noten der neuen Nationalhymne. „Heute sollten die Bewässerungsgräben gereinigt werden“, heißt es z. B. „Nun wird es Zeit, das Haus zu weißen“ oder „ein günstiger Tag zum Haareschneiden“. Eingeflochten findet sich aber auch überall das Lob der kommunistischen Regierung. Sie hat das Geld stabilisiert. Sie hat das Räuberunwesen beseitigt. Sie gab den Landlosen Land. Und da niemand dem widersprechen kann, wirkt diese simple Aufzählung ungleich besser als lange Diatriben. Vor allem aber: Der farbige, einem Buch ähnelnde Kalender kostet nur etwa 5 USA-Cent, wenig mehr als 20 Pfennig. Millionen Bauern, denen der vorrevolutionäre Kalender viel zu teuer war, kaufen ihn.

Und Dutzende Millionen andre Bücher, ungleich mehr Zeitungen und Zeitschriften könnten heute bereits abgesetzt werden, wenn China nur genug Papier und Druckmaschinen hätte. Genau wie heute überall in Asien der Bildungshunger enorm, die technischen Möglichkeiten aber völlig unzureichend sind. Da kleben ja nun auch z. B. im kleinsten Dorf Indonesiens Plakate ohne Worte, die zur Teilnahme an Erwachsenen-Lehrgängen auffordern, in Bildern zeigen, wie diese Kurse Schlüssel zu einer Welt voller Wunder bieten. Der Weg in diese neue Welt ist steil. Aber wenn ihn 1949 in Indonesien erst 53000 Analphabeten gingen, es rund 13000 solche Kurse gab, so gab es drei Jahre später bereits zweieinhalb Millionen Lernlustige, denen über 87000 Lehrgänge zur Verfügung standen. Mehr als 15 Millionen erwachsene Indonesier lernten seit der Unabhängigkeit des Landes lesen und schreiben. 1953 gab es in der Republik nur mehr 39 Millionen Analphabeten, was 47% der Gesamtbevölkerung gleichkommt, gegen die 1940 (dem Washingtoner State Department zufolge) noch 93%.

Wie alte Javaner lesen lernen, so Bauarbeiter in Venezuela, die während ihrer bezahlten Arbeitszeit und meist auf den Bauplätzen selber von Staatslehrern Unterricht erhalten. Da sind die mehr als 50000 Schulen Belgisch-Kongos; oder Nigerien, wo die Zahl der Grundschulen von 330 im Jahre 1922 auf fast 10000 drei Jahrzehnte später zunahm, wo also innerhalb einer einzigen Generation die Bildungsmöglichkeiten verdreihundertfacht wurden.



Da sind die neuen Schulen Ägyptens und die 2000 Schulen, die jetzt Brasilien jährlich baut, nebst 17000 Klassen, die dort jährlich 700000 Erwachsenen Lesen und Schreiben beibringen.

Zwanzigtausend neue Schulen innerhalb eines Jahrzehnts – was das bedeutet, wird aber erst klar, wenn man daran denkt, daß Rußland noch 1880 nicht mehr als insgesamt 22000 Grundschulen besaß. Wie Japan ist ja auch die Sowjetunion ein Beweis dafür, wie rasch Wandlungen sich vollziehen, welch ungeheure Auswirkungen der Kampf gegen das Analphabetentum haben kann. Noch 1920 konnten 65% der Sowjetbevölkerung nicht lesen und schreiben. Heute gibt es praktisch keine Analphabeten mehr und selbst in Aserbeidschan oder Usbekistan, wo es vor einer Generation noch neun Zehntel Analphabeten gab, sind sie nun verschwunden. Sehr zum Unterschied leider von dem benachbarten Persien, wo es noch immer 85% Analphabeten gibt, oder der Türkei, wo 60% amtlich zugegeben werden, sieben Zehntel der Dörfer noch keine eigne Schule haben. Und gibt es in Aserbeidschan 19 höhere Schulen – eine auf je 70000 Einwohner –, so im Iran nur fünf – eine für je dreieinhalb Millionen, und in der Türkei nur zehn – eine höhere Schule für je zwei Millionen Türken.

Sind die Führenden des „Westens“ sich klar darüber, was diese Unterschiede bedeuten? Könnte nicht zumindest die Wirtschaft ihnen klarmachen, was das in jedem Sinn des Wortes an verpaßten Gelegenheiten bedeutet? Nicht nur an entgangenen politischen Einwirkungsmöglichkeiten, sondern auch an entgangenen Exportaufträgen?

Die Zeitungen der Sowjetunion haben heute die etwa zwanzigfache Auflage der chinesischen, obwohl China 600 statt 200 Millionen Einwohner hat. Die Buchproduktion der UdSSR stieg von 464 Millionen Exemplaren 1946 auf 810 Millionen 1951 und 1270 Millionen 1954. In China wurden im Vorjahr 272 Millionen Bücher und Broschüren abgesetzt. Schon um das Sowjet-Niveau zu erreichen, wären also vierzehnmal so viele chinesische Bücher, sechzigmal mehr chinesische Zeitungen nötig. Was allein schon China an Papierfabrik- und Druckereinrichtungen braucht, ist also geradezu phantastisch. Die Hälfte der Weltbevölkerung aber ist, wie gesagt, heute noch vom Lesen und Schreiben ausgeschlossen. Wenn auf jeden Amerikaner nun rd. 35 Kilo Zeitungspapier im Jahr entfallen und auf jeden Engländer 15 Kilo, so auf jeden Chinesen kaum 14 Gramm und auf jeden Inder weniger als acht Gramm.

Werden die Wälder der Welt ausreichen für diesen noch ungedeckten Bedarf? Werden Europas und Amerikas Papier- und Druckmaschinenfabrikanten den Exportanforderungen gewachsen sein, sobald es zur Koexistenz kommt?

Wir sollten uns darüber nicht allzu große Sorgen machen, denn ungleich wichtiger als die unmittelbar materiellen Auswirkungen des weltweiten Kampfes gegen das Analphabetentum sind ja die indirekten: Langsam beginnen nun überall auf der Welt Menschen mitzudenken, mitzuhoffen und auch mit zu erfinden, die noch vor kurzem völlig abseits standen. 1200 Millionen neue Gehirne werden früher oder später mithelfen, unsre Probleme zu lösen, alte und neue Ideen erfassen und in tausendfacher Variation ins tägliche Leben umsetzen.

Die biologische Entwicklung hängt vom immerwährenden Auftauchen neuer Arten, immer neuer Varianten und Kombinationen ab, die die Natur praktisch erprobt. Ebenso aber kann es geistigen Fortschritt nur geben, wenn Wissen und Ideen in immer neuen Variationen aufeinander einwirken. Der Mensch besitzt die einzigartige Gabe geistiger Befruchtung, er vermag das geistige Erbe Hunderter und Tausender Vorfahren zu nutzen, um sich durchzusetzen, ist nicht wie das Tier allein auf zwei Keimzellen angewiesen. Das Wechselspiel von Zweifel und Überzeugung ist das Gegenstück zur biologischen Evolution. Geistiger Austausch und Kritik sind für die Menschheit so völlig unentbehrlich, wie die biologische Zuchtwahl es für alle übrigen Lebewesen ist. Und je mehr und je verschiedenartigere Menschen an diesem geistigen Austausch teilnehmen, desto größer wird natürlich

die Möglichkeit wertvoller „Mutationen“, genialen „Vor-Denkens“ einzelner Begnadeter, deren erstmalige Erkenntnisse die Massen dann nachzudenken vermögen.

All unsere Zivilisation und all unsere Kultur beruht auf Gedanken-Ketten: Wenn wir dank unsrer eigenen Arbeit und unserer eigenen Ideen leben, so noch mehr dank der unsrer Vorfahren, und ebenso kommen unsere Erkenntnisse und Erfindungen unsern Kindern zugute. Diese Erkenntnisse und Erfahrungen aber werden nicht vererbt. Die Tiere haben ihr „Artgedächtnis“, brauchen Fliegen oder Schwimmen, Nesterbau oder Nahrungssuche nur sehr beschränkt zu lernen. Der Mensch dagegen muß immer wieder neu lernen, seine Schöpferkräfte zu nutzen. Jede neue Generation kommt einem Einbruch der Barbaren gleich. Alles, was im Lauf von Jahrhunderttausenden an Lebensrezepten von der Menschheit angesammelt wurde, muß immer wieder neu gelehrt werden.

Wo das nicht geschieht, wo Kriege oder Seuchen, Not, kultureller oder biologischer Niedergang das für längere Zeit verhindern, da verfallen Kultur und Zivilisation sehr rasch. Wie kein Mensch auf sich allein gestellt zu leben vermag, so ist kein Kulturvolk denkbar ohne bewußtes Erbe und ohne den Ansporn seiner Vergangenheit: Nichts von der vergangenen Größe ihrer Reiche ist heute neun Zehnteln aller Ägypter oder Griechen anzumerken. Wie sehr er körperlich den Pharaonen ähneln mag, der Fellache lebt dumpf dahin, weil er keine geistige Verbindung mehr mit seinen Vorfahren hat. Wenn die Wege in die Vergangenheit verschüttet sind, dann erstirbt der unbewußt keimende Wunsch, es den Vorgängern gleichzutun, oder sie noch zu übertreffen. Wenn heute eine einzige Generation aller Kulturträger der Welt verschwinden würde, dann wären nicht nur die Partituren Bachs und Mozarts Makulatur, wie alles, was Leibniz oder Newton dachten, dann wären zugleich auch Kraft und Willen gebrochen, technische Riesenwerke zu schaffen. Denn die Straßen Roms z. B. verfielen ja nicht, weil es keine Hände mehr gab, die sie instand gehalten hätten, sondern weil der Geist tot war, der sie schuf. Indianer wie die, die die gewaltigen Inkastraßen bauten, gibt es auch heute noch. Aber mit ihrer Kultur versank ihr schöpferischer Wille, sie kauen Kokablätter und träumen vor sich hin, sie schauen zitternd und scheu zu den Gipfeln empor, die ihren Vorfahren die Riesenquadern der Sonnentempel lieferten, nicht weil ihre Zahl zu großen Werken nicht mehr ausreicht, sondern weil sie nichts von ihrer frühern Kraft wissen.

Dieses Wissen aber erschließen erst Schrift und Druck. Erst als Wissen und Erfahrung nicht mehr mit den Menschen starben, begann der wahre Aufstieg unserer Welt. Mündliche Überlieferung und durch Nachahmung erworbene Handfertigkeiten sind gewiß nicht zu unterschätzen, aber entscheidend sind längst die schriftlich niedergelegten Verhaltensmaßregeln, erst seit flüchtige Gedanken durch den Druck zugleich fixiert und vervielfältigt werden können, gibt es echtes „Zusammen-Denken“. Denn nur so vermögen wir ja den Schatz der Erfahrungen immer wieder neu zu durchsuchen. Erst Druck und Bücher geben allen, die es wollen, die Möglichkeit am geistigen Leben aller Völker und aller Zeiten teilzunehmen. Erst durch Schrift und Druck ist die Kontinuität des Denkprozesses gesichert, kann mit neuen Mitteln verwirklicht werden, was oft schon vor Jahrhunderten erdacht wurde.

Um 1850 sagte der englische Ingenieur Thomas Buckle: „Die Lokomotive hat mehr getan, die Menschen zu vereinen, als alle Philosophen, Dichter und Propheten vor ihr seit Beginn der Welt . . .“ Aber ebenso unbestreitbar wie die ungeheure soziale, politische und demographische Wirkung der Eisenbahnen ist es, daß Stephenson und Watt niemals ohne ihre vielen Vorgänger ans Ziel gekommen wären. Daß nur der Buchdruck, nur der große „Verkehrspionier“ Johannes Gutenberg, ihnen das Wissen Papins und Huygens, Guericke und della Porta, Savery's und Newcomens erschloß, die sich schon seit vielen Generationen

um die Zähmung der Dampfkraft bemühten und die jeder einzelne entscheidend wichtige Ideen hatten. Die jeder für sich Fortschritte erarbeiteten, die mit ihnen gestorben wären ohne ihre Schriften und Pläne. Jeder Mensch – und vor allem jede Zeit – nutzt die Vergangenheit auf ihre Art, auf Grund neuer Ziele und neuer Hilfsmittel. Was heute „totes“ Wissen scheint, kann durch diesen oder jenen Umstand plötzlich höchste Aktualität erhalten. Und so bedeutet Nichtkennen des Tuns und Denkens unserer Vorfahren immer wieder schwerste materielle, durchaus nicht nur geistige Verluste.

Verkehr und Hieroglyphen-Entzifferung, Ausgrabungen und Weltpolitik z. B. scheinen nichts miteinander zu tun zu haben. Dennoch aber hätte die Welt heute ein anderes Gesicht, wenn Champollion nicht erst 1824 die altägyptischen Schriftzeichen lesen gelernt hätte. Denn daß Napoleon I. nicht den Suezkanal bauen ließ, daß der statt einer britischen nicht eine französische „Lebenslinie“ wurde, lag ja allein an der bündigen – auf einem Rechenfehler beruhenden – Erklärung seines Beraters Lepère, daß solch ein Kanal völlig unmöglich sei, weil das Rote Meer zehn Meter höher liege als das Mittelmeer. Aber wäre Lepère so sicher gewesen; hätte Napoleon ihm so viel Vertrauen geschenkt, wenn sie die Inschriften gekannt hätten, die erweisen, daß 1400 Jahre vor unsrer Zeitrechnung schon Amenhotep, Seti und Ramses einen Kanal nach dem heutigen Zagazig bauten und damit das Mittelmeer mit dem damals noch mit dem Roten Meer zusammenhängenden Bittersee verbanden? Hätten die französischen Ingenieure nicht ihre Berechnungen wiederholt, wenn sie gewußt hätten, daß Alexandria seine Blüte nur dem Kanal verdankte, den sie für technisch ausgeschlossen hielten?

Napoleons Orientpolitik scheiterte am Mangel geistiger Verbindungen, wie er später am Mangel technischer Phantasie scheiterte, keinen Blick für die weltpolitische Bedeutung von Fulton's Dampfschiff hatte. Und wie Napoleon scheitern tagtäglich Staatsmänner, scheitern Millionen Namenlose an ihrem Mangel an „Perspektive“, können sie ihr Leben nicht meistern, weil sie an den Tag gebunden sind, sich aus Unkenntnis der Vergangenheit die Zukunft nicht vorzustellen vermögen.

Aber wieviel Wissen heute auch verschmäht wird, immer wieder gewinnt es doch auch Geltung, und oft auf die unerwartetste Art: Als z. B. in Peru die 850 km lange Straße Lima-Pucallpa gebaut wurde, die (über den Ucayalu und Amazonas) eine neue Verbindung zwischen dem Pazifik und dem Atlantik herstellt und das Riesengebiet östlich der Anden erschließt, da schien die Cordillera Azul ein unüberwindliches Hindernis. Urwaldbedeckt und topographisch völlig unerforscht, glich dieser Gebirgszug auch aus der Luft einem Labyrinth, aus dem es scheinbar keinen Ausweg gab. Aber der peruanische Straßenbaudirektor Federico Basadre erinnerte sich an alte spanische Missionarsberichte. Er durchstöberte die Bibliotheken, und hier, in vergilbten Reisebeschreibungen, fand er den Boqueron del Padre Abad, das entscheidende Straßenstück über einen Paß, den der Franziskaner Fray Alonso Abad am 25. Mai 1757 entdeckt hatte – und den die Straßenbauer dank seiner Beschreibung am 22. Juli 1937 wiederentdeckten. Vier Kilometer breit und 2200 m tief eingeschnitten, öffnet dieser Paß den Weg zum Amazonas, zu ungeheuren neuen Holzschätzen und reichen Ackerbaugebieten, zum Öl von Ganso Azul und zu neuen Bergwerken.

Ein andrer solcher moderner Schatzsuchererfolg ist der des jungen, kanadischen Minenexperten Robert Campbell. Im Winter 1947–48 durchstöberte er in der Bibliothek von Toronto vergessene und verstaubte Reiseberichte von Geologen. Er fand darunter eine 1847 verfaßte Abhandlung über ein „Corazit“ genanntes Material, das der Forscher John Leconte am Ostufer des Lake Superior gefunden hatte. Die Eigenschaften dieses „Corazit“ schienen Campbell denen der Pechblende überaus ähnlich. Er ging der Sache nach, fand – zum erstenmal südlich des Großen Kanadischen Schildes – tatsächlich Pechblende und löste so dank



eines „verstaubten Schmökers“ die Uraniumjagd von Ontario und Nord-Michigan aus. Seine eignen Funde machten ihn reich.

Genau wie die ganze Welt immer wieder durch Bücher reich wurde, ließen überlieferte Erfahrungen nicht nur die Grenzen der Zeit, sondern vor allem auch die der Entfernung überwinden. Da ist – als ein Beispiel unter vielen – das 1801 erschienene Buch Alexander Mackenzie's „Voyages from Montreal in the River St. Laurence through the Continent of North America“. Diesen Bericht las im fernen Schottland der reiche und mächtige Earl of Selkirk. Und was der da über ungenutzte Reichtümer und Lebensmöglichkeiten lernte, begeisterte ihn so, daß er alle Widerstände überwand und beiderseits des Red River Bauern anzusiedeln begann. Bald dehnten sich, wogenden Meeren gleich, die neuen Weizenfelder. Aus Selkirks Kolonie entwickelten sich die drei „Prärie-Provinzen“ Kanadas, die mit ihren fast zwei Millionen Quadratkilometern das Vierfache der Ukraine umfassen. Die Ernten Albertas, Manitobas und Saskatschewans wurden zur bedeutendsten Kapitalgrundlage der Industrialisierung Kanadas, sind heute gut tausend Millionen Dollar jährlich wert.

Solche Beispiele machen klar, was es bedeutet, daß heute die Hälfte der Menschheit noch nicht lesen und schreiben kann – und die Hälfte und mehr derjenigen, die es lernten, ihre Fähigkeiten nicht nutzen, kaum je ein Buch in die Hand nehmen. Solche Beispiele machen auch klar, welch ungeheure Denkkreserven die Menschheit noch besitzt. Denn wenn wir auch leicht dazu neigen, Chinesen oder Inder als „Kulis“ abzutun, so vergessen wir, daß rein äußere Umstände sie dazu machten. Fremdherrschaft und Kriege, Seuchen und Not, die sicherlich auch uns gefährlich würden, wenn wir sie statt einiger weniger Jahre Jahrzehnte und Jahrhunderte lang hätten erdulden müssen. Indien z. B. danken wir – um nur das Allerwesentlichste zu nennen – unser Zahlensystem, die Zuckerrohr- und Baumwollkultur. In China wurde das Papier erfunden, China dankt die Welt unter zahllosem andern den Kompaß und das Porzellan, Seide und Druckerschwärze. Und die schöpferischen Kräfte Asiens sind keineswegs durch „Degeneration“ oder irgendeinen Zauberspuk verschwunden, sie ruhten nur, solange alle äußern Voraussetzungen des „Nach-Denkens“, alle Lernmöglichkeiten und echten Forschungsmöglichkeiten fehlten. Nur die wenigen, die in Kontakt mit dem „Westen“ zu bleiben vermochten, hatten teil am Denken der Welt – und befruchteten dieses Denken genau wie zur Zeit Kung Fu-tse's oder Buddhas. Da ist z. B. der Inder Chandrasekhara Venkata Raman, der für seine bahnbrechenden Forschungen über die Lichtstreuung an Molekülen 1930 den Nobelpreis für Physik bekam, 1934 die Indische Akademie der Wissenschaften gründete. Direktor des National Physical Laboratory in Delhi ist Dr. K. S. Krishnan, ein Schüler Ramans, den die Universität Cambridge wiederholt zu Vorträgen einlud und der Mitglied der Royal Society ist. Der indische Astronom Dr. Meghnad Saha, der auch in Berlin arbeitete, machte (Sir Arthur Eddington zufolge) eine der zwölf großen astronomischen Entdeckungen, die es zwischen 1608 und 1938 gab. Weltberühmt als Atom- und Strahlenforscher ist Dr. Homi J. Bhabha vom Indian Institute of Science in Bangalore, kaum weniger erfolgreich Dr. Piri Singh Gill, der sich in den USA als Taxichauffeur das Geld zum Studium verdiente, bald Bahnbrechendes bei der Erforschung des Mesotrons leistete.

In Japan war es bekanntlich ähnlich, und erst 1949 wieder fiel der Nobelpreis für Physik an den japanischen Atomforscher Hideki Yukawa. In China wird es länger dauern, ehe die alte, geistige Fruchtbarkeit wiedererlangt ist. Aber tot ist sie gewiß nicht. Eine neue Welt im wahrsten Sinn des Wortes ist im Entstehen. Und ein erweitertes Abendland zeichnet sich ab. Denn Europas Geist ist es ja, der heute vom dunkelsten Afrika bis in die Eiswüsten Sibiriens zu wirken beginnt, Chinas Denkende genauso erfaßte wie die patriotische Jugend Indonesiens oder Burmas. Lange versuchten die Diktatoren ihre Massen

dumm zu halten. Aber dann leisten sie nichts. Moskau mußte Schulen und immer mehr Schulen gründen, mußte Universitäten schaffen und da selbständiges Denken, wissenschaftliche Unabhängigkeit pflegen. Moskau erkannte, daß Parteiforschung, wie Lysenko sie trieb, zu Hunger und Elend führt – und sieht sich nun einer Schicht Intellektueller gegenüber, die auch politische Dogmen ablehnen, auch sozial ihre eignen Gedanken haben.

Lesen- und Schreibenlernen bedeutet natürlich nur einen ersten Schritt, nichts ist bekanntlich gefährlicher als Halbbildung. Aber es ist doch der unerläßlichste Schritt zur vollen Menschwerdung, zum Teilhaben an geistigen Gütern, die jeder auf seine Art verwertet. Zwölfhundert Millionen „wunderliche Wilde“ sind dabei, aus Schachfiguren Menschen zu werden, die hoffen und denken, mit denen ihre Führer rechnen müssen. Jeder neu in die Menschheitsgemeinschaft Eintretende aber ist wie ein Samenkorn, von jedem der 1200 Millionen Analphabeten, die nun Teil unsrer Geistesgemeinschaft werden, können gewaltige Impulse ausgehen. Viele der größten unsrer Erfinder, Denker und Reformatoren entstammen Familien, die niemand kannte, und denen niemand Außerordentliches zutraute. Und so kann auch dieser oder jener chinesische Junge, der nun schreiben lernt und auf höhere Schulen kommt, Leistungsketten auslösen, die die Welt verändern.

Zum Guten? Zum Bösen?

Das liegt wohl nicht in unsrer Hand.

Aber es wäre doch wohl hoch an der Zeit, daß der „Westen“ sich der gewaltigen Renaissance bewußt wird, die wir heute durchleben, und den unter seiner Herrschaft stehenden „Primitiven“ zumindest die gleichen Chancen bietet, wie sie heute der „Osten“ schafft. Daß wir endlich erkennen, wie wenig auf die Dauer kriegerische, und wie unendlich viel geistige Waffen ausrichten.

PAUL FECHTER

## Vom Sehen zur Substanz

Abschied von Max Pechstein

*Ich weiß, ich weiß! Ich muß mich selbst verklagen.  
Ich bin der Zeber, welcher trinkt und trinkt  
Und gar nicht absetzt um den Wein zu preisen.  
Ich kann mit einem durch das Leben geh'n,  
Und erst, wenn schon der finstre Totenschiffer  
Mit ihm vom Lande stößt und alle Andern  
Die Tränen trocknen, rufe ich ihm nach:  
„Noch eins, mein Freund, ich hab dich auch geliebt.“*

Hebbels Kandaules

In den letzten Tagen des Juni starb in Berlin, der Stadt, der er trotz allem und allem über zwei Kriege hinweg, über eine Inflation, ein Malverbot vom Dritten Reich, ein Abbrennen samt seinen Bildern und Zeichnungen sowie allerhand anderen Annehmlichkeiten bis zum Ende die Treue bewahrt hat, der Maler Max Pechstein aus Zwickau in Sachsen, der Heimat Robert Schumanns und fast des ganzen norddeutschen Expressionismus, der sich zuerst in der Dresdner „Brücke“ von 1906 konzentrierte. Pechstein hat ein Alter von fast 74 Jahren erreicht; er war aus der Generation der achtziger Jahre derjenige, vor dessen Werk sich das

Aufsteigen der neuen und allein sinnvollen Betrachtung aller Kunst und aller Dichtung von der Substanz aus am sinnvollsten und überzeugendsten aufzeigen ließ. Martin Buber hat vor kurzem einmal in ein paar Sätzen eines klugen Aufsatzes in der „Neuen Rundschau“ auf die Notwendigkeit des Weitertreibens der Kunstdeutung von Conrad Fiedler zu unseren gewandelten Einsichten von heute hingewiesen: das Werk Max Pechsteins war die vorweggenommene Verwirklichung dessen, was Buber in jenem Essay „Der Mensch und sein Gebild“ als unabweisbare Forderung aufgestellt hat.

Es war sehr schön, daß Buber dabei von Conrad Fiedler, dem tragischen Freunde Hans von Marées' ausging. Fiedlers Schriften über Kunst, vor allem der große entscheidende Essay über den Ursprung der bildenden Kunst (und damit über ihren Sinn), waren entstanden im Umkreis Marées' und Hildebrands, in Florenz vor allem und wohl auch noch in Rom: sie waren aber, genaugenommen, der Zeit viel stärker untertan und innerlich durch sie gebunden als das Werk des Malers der Hesperidenbilder und als die Kunsttheorie, die der Bildhauer Adolf Hildebrand in seinem „Problem der Form“ aufstellte. Der Siebenbürger Hermann Konnerth nannte Fiedlers Schriften im Anklang an den Begriff der Erkenntnistheorie seine „Kunsttheorie“: der kluge schweigsame Mann, übrigens ebenfalls ein Sachse aus Oederan, war aber, bei aller Nähe zu Kant, doch schon viel mehr ein Mann aus der Zeit Ewald Hering und der physiologischen Optik, für die die Kunst mehr und mehr bloße Angelegenheit des Sehens, der Netzhaut, der „Sichtbarkeit“ wurde. Das Wort war ein Lieblingbegriff Fiedlers: Kunst war für ihn die formende Befreiung der Sichtbarkeit von allem nicht rein Optischen; er sah den Ursprung der bildenden Kunst in diesem Willen zur Reinigung des sichtbaren Weltbesitzes von allem nicht bloß Visuellen und war trotz seiner Freundschaft mit Hans von Marées im Grunde mit dem, was er gab, bereits Proklamation der Thesen des Impressionismus. Der verschleppte für mindestens ein Menschenalter mit dem Begriff des Sehens das Spezialisieren auch in die Bereiche der künstlerischen Betätigungen, beschränkte diese einseitig auf den jeweiligen sensuellen Faktor des jeweiligen Schaffens und beschwor schließlich so mit Notwendigkeit die fast explosiven Gegenbewegungen zuerst der Schule von Pont Aven, dann des Norwegers Edvard Munch und schließlich des Expressionismus, vor allem des norddeutschen, herauf.

Das Wort Expressionismus war aus der Not geboren: man brauchte einen Gegenbegriff gegen den Impressionismus, den Gauguin schon in den 80er Jahren samt Claude Monet in Acht und Bann getan hatte. Das Wort hat allerhand Unfug, vor allem in Gestalt von dialektischen Unklarheiten angerichtet, weil es zuletzt ebensowenig aus einer klaren Erkenntnis der wirklich tragenden inneren Vorgänge im Ursprung und im Ablauf der künstlerischen Vorgänge erwachsen war wie der Begriff Impressionismus, oder noch schlimmer der des schon fast physiologisch bestimmten Neoimpressionismus. Die jungen Männer der „Brücke“ waren zunächst gewiß vom Bewußten her oft auf Ausdruck im Gegensatz zum Eindruck gestellt: was sie gaben, war aber, wie im Grunde alle wirkliche Malerei, etwas ganz anderes, weit über bloßen Ausdruck Hinausgehendes, zumal den der damals schon verblassende Jugendstil bereits viel mehr gesucht hatte. Die Gegenbewegung gegen alle realistisch impressionistischen Tendenzen in der Malerei, die der sogenannte Expressionismus bedeutete, war zuletzt Versuch eines Freimachens der Bahn zu dem, was aller Kunst und aller Dichtung überhaupt Sinn und Daseinsberechtigung gibt, nämlich zur Substanz. Was sich um die Jahrhundertwende vollzog, war die Auflehnung dieser Substanz, aus der zuletzt alles wirkliche Schaffen wächst und lebt, gegen die mehr oder weniger wissenschaftliche Theoretik, deren begriffliche Grundsätze sich wie ein beengendes, hinderndes Ordnungsnetz über die freie Auswirkung des wirklichen Trägers aller künstlerischen Leistung legten, eben der Substanz, der allein Entscheidung und Bestimmung über Ursprung und Ablauf der künstle-



rischen Tätigkeit, und damit über Wert und Bedeutung des jeweils entstehenden Werkes, der künstlerischen Leistung unterstehen.

Die Kunstbetrachtung des 18. wie des 19. Jahrhunderts war im wesentlichen objektiv, d. h. sie ging vom Werk, von seinem Gegenstand, seiner Form und seiner Farbe aus – im Grunde noch da, wo es sich, wie bei der Historienmalerei, um die sog. Idee handelte. Bei Conrad Fiedler setzt die Wendung zur Welt des Künstlers und damit zum Subjektiven ein: der Mensch und sein Wesen tritt wenigstens etwas mit ein in die Reihe der bestimmenden Faktoren, wenn auch das Außer-Optische, wie Otto Meyer-Amden das Wesentliche später nannte, noch im Hintergrund blieb. Der Impressionismus sagte wohl mit Peter Altenberg: „Wie ich es sehe“; hinter diesem Satz stand aber unausgesprochen bereits der Massenglaube, daß zuletzt jedes Ich dieselbe Welt besäße wie das andere. Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts erst vollzieht sich der Durchbruch zu der Einsicht, daß all diese Betrachtungsweisen und Zielsetzungen zuletzt mit dem eigentlichen innersten Wesen der Kunst kaum etwas zu tun haben. Entscheidend und wirklich wertbestimmend im Bild wie in der Dichtung sind nicht formale, nicht Vorzüge des Könnens, obwohl das schon Herder fälschlich als Grundlage aller Kunst pries wie später Liebermann; entscheidend und bestimmend ist vielmehr das Sein des sich jeweils im Werk auswirkenden Menschen, jenes hinter Form und Farbe, Talent und Können nur noch mit entsprechender Substanzreaktion im Betrachter aufzufassende Wesen, das stumm und unsichtbar der Substanz des Betrachters, des Lesers (die allerdings unerläßliche Voraussetzung ist) trotzdem das Entscheidende gibt. Es erfüllt wortlos und außerortlich Bild und Dichtung, ist beider eigentliches Leben und gibt allen beiden Rang und Wert im Reigen der tausend und tausend anderen Bilder und Verse ebenso wie dem Maler, dem Dichter im Durcheinander all der Unzähligen, die gleich ihm malen oder dichten, Werke der Plastik, ja, sogar der Architektur schaffen.

Was das ist, Substanz? Die Antwort ist leicht und ist gar nicht leicht – weil man sich über Substanz nur mit jemand verständigen kann, der selber an ihrem Besitz teilhat. Substanz ist das, was als das Eigentliche unsichtbar mit der Farbe aus dem Pinsel des Malers auf das Papier, auf die Leinwand übergeht, was dem Bild seinen eigentlichen Gehalt und Lebensinhalt gibt, ohne daß der Maler weiß, wie er dieses Geheimnisvollen auf dem Weg über seine Hand und seinen Pinsel sich entäußert. Substanz ist das, was Heidegger das Sein neben dem Seienden nennt, ist das, was eine Zeichnung Rembrandts wesenhaft von einer Zeichnung von Rubens, ein Blatt Dürers unverwechselbar von einem von Holbein unterscheidet. Substanz ist, was jenseits aller Worte die eigentlich tragende Kraft einer Dichtung ist; sie ist das, was Dichtern wie Kleist, wie Grillparzer die Möglichkeit gibt, mit der Erfülltheit ihres Schweigens wortlos auch ihre wortlosen Menschen, eine Gestalt wie den zweiten Rudolf des Bruderzwists, den Robert Guiskard des Fragments zu bilden, stärker, erfüllter, lebendiger als ein anderer sie mit noch so viel Worten zu geben vermag. Substanz ist das, was den toten Christus Holbeins in Basel zu dem vielleicht unheimlichsten Bild der modernen Malerei macht, was in dem Genfer Seebild des Konrad Witz dem lautlos schwingenden Raum seine Kraft des eben entdeckten räumlichen Schwingens verleiht. Substanz ist, was Edvard Munchs „Schrei“ jene unheimliche Kraft gibt, den Betrachter beinahe ebenfalls zum Schreien zu zwingen (vorausgesetzt, daß er zum Betrachten nicht bloß Augen, sondern ebenfalls die Kraft lebendiger Substanz mitbringt). Substanz ist, was den Skizzen John Constables ihre hinreißend beglückende Naturnähe und strahlende Lebenswirklichkeit des Draußen gibt – sie ist das, aus dem Bilder und Verse, Dramen und Plastiken ihre Zeit, in der sie einst entstanden sind, zu überleben vermögen, weil immer neue Geschlechter von der ins Werk eingegangenen Kraft der Substanz des Malers, des Dichters in ihrem eigenen Substanz-, Wesens-, Seinsbesitz so angerührt werden, daß sie das alte Werk des Dichters, des Malers

gleich wie Musik und wie ein Glück empfinden, weil zuletzt alles wirkliche Leben, das diesen Namen verdient, aus eben dieser Substanz – der im Werk empfundenen und der das Werk empfindenden – seine Kraft und seine Existenz, sein Dasein und eben sein Leben hat.

Weil dem aber so ist, darum war, darum ist der Maler Max Pechstein aus Zwickau in Sachsen unter den Malern seiner Generation der achtziger Jahre vielleicht der reichste, sicher der strahlendste, d. h. am meisten Substanz Ausstrahlende gewesen. Es hat Klügere, Wissendere unter seinen Zeitgenossen gegeben, wie Franz Marc, kompliziertere und differenziertere wie Ernst Ludwig Kirchner; es gab vielleicht nur einen ihm Verwandten, wenn auch zarteren Artgenossen, August Macke. Über dessen jungem Werk liegt auch etwas von dem strahlenden Leben, wie über dem Pechsteins, nur daß dessen Substanzbesitz ungleich stärker, unmittelbarer und ungebrochener ist. Sie hatten beide die wortlose Freude am Bilde der Welt, die die Voraussetzung für alles Malen und Bilden ist; in Pechstein aber war diese Freude identisch mit seinem stärksten Leben überhaupt, sobald er anhub, den Abglanz ihrer Schönheit und damit seiner Lust an ihrer Schönheit ins Bild zu bannen. Das oft zitierte Wort des alten Constable: „Painting is with me but another word for feeling“ galt ebenso für Max Pechstein, nur daß man es bei ihm dahin übersetzen mußte, daß Malen für ihn nur ein anderes Wort für Leben war. Der Zwickauer Arbeitersohn (er hat selbst sein junges Dasein einmal in diesen Heften geschildert) trug in sich eine Fülle inneren Besitzes, für die das Malen selbstverständliche und notwendige Form der Entlastung war. Die Natur hatte ihm zu der Freude am Leben ein ebenso starkes wie vitales Temperament und ein natürliches Talent des Gestaltens mitgegeben, also daß für Max Pechstein Leben und Malen eins war, nämlich das Leben als Glück empfinden und zugleich einen möglichst starken Abglanz dieses Lebens und dieses Glücks in Bilder hinzuwerfen. In all die Bilder aber, die er malte – und es waren in den kurzen Monaten eines Niddener Sommers manchmal mehr als hundert – in all diese Bilder, die er, wenn Leinwand und Zeichenpapier vor der Zeit zu Ende gegangen waren und neues Material noch nicht eingetroffen war, zuweilen auf die ausgebreiteten Bogen alter Nummern der Vossischen Zeitung oder irgendeines Königsberger Blattes hinsetzte und die doch über dem Satz und dem Druck zuweilen ebenso strahlten wie seine Leinwände und seine „ordentlichen“ Aquarelle: in all diese Bilder gingen Ströme seiner hinreißenden einfachen, unkomplizierten, aber immer starken und echten Lebenssubstanz ein; aus all diesen Blättern und Gemälden leuchtete der strahlende Mensch, den Betrachter beglückend und bereichernd – immer von neuem und immer wieder. Gewiß: wenn er von der sommerlichen Reise zurückkam, in die Offenbacher Straße in Friedenau oder später in das dann zerstörte Messelhaus in der Kurfürstenstraße 126, in dem auch Renée Sintenis hauste – wenn er mich dann zitierte und das Ergebnis der Nahrungsreise am Boden des Ateliers ausbreitete – dann nahm ich des öfteren die eine, die andere Arbeit und legte sie zur Seite: „Die behalten wir hier!“ Er lachte und antwortete ohne zu wissen, daß ein alter Dichter dasselbe auch schon geäußert hatte, wenn ein kritischer Freund ihm etwas von seinen allzu vielen Versen streichen wollte: „Ach komm, laß stehen – mir hat es Freude gemacht.“ Man dachte: „Malen ist nur ein anderes Wort für Leben“ – und legte das schwächere Gebilde doch zur Seite: es blieb genug an ungetrübtem Gut übrig, um den Glücksbesitz unserer leicht durcheinandergeratenen Welt wieder aufzufüllen.

Denn das war es, warum man diesen Menschen immer mehr liebte und lieben mußte, je länger man die Freude hatte, mit ihm befreundet zu sein: daß er in Zeiten, die weiß Gott nicht eben leicht waren, trotz allem wieder und wieder sein Glück des Auf-der-Welt-Seins so strahlend und von seiner Substanz erfüllt hingestellt hat, daß dieses Glück von seinen Bildern in das ein bißchen schwieriger gewordene Dasein des Ganzen hinüberleuchtete und dort half. Es gibt viele Maler sehr schöner und sehr den Betrachter mit Substanz anreichernder

Bilder in der Welt: es gibt wenige, die wie Pechstein mit ihren Bildern die Summe des Glücks in der Welt wortlos und darum doppelt wunderbar vermehrt und bereicherten. Die letzten Jahre seines Daseins, die er nach 1945 an der Berliner Hochschule verbrachte, zehrten nicht nur an seiner körperlichen Kraft: sie zehrten an seiner Substanz, nahmen ihr das beglückend Strahlende – und ließen gerade darum doppelt stark den Glanz über dem unendlich reichen Werk der jüngeren Zeit erleben. Als Max Pechsteins Leben zu versinken anhub und er, schon ein wenig unbeteiligt, auf dem Krankenlager in seinem letzten Zuhause an der Warmbrunner Straße lag, hing über seinem Bett rahmenlos ein großes Gemälde aus dem Anfang der dreißiger Jahre: eine Szene am Meer, das in heller, besonnener Bläue neben gelben Dünen den Hintergrund für die Gruppe vorn bildete. Da saßen junge Menschen, zwei junge Männer neben jungen Frauen, von denen die eine gerade ihr Kind an die Brust genommen hatte. Sonne lag über dem allen, über den Armen, den Beinen, über der jungen Frau und ihrem Kinde – mit den hellen, zarten Tönen der Haut, des Fleisches klang vor der Landschaft des Meeres und der Dünen der alte hinreißende Lobgesang auf das Leben, den dieser Maler wieder und wieder aus dem Überfluß seines großartigen inneren Seinsbesitzes gesungen hat. Der Mann, der dieses herrliche Stück Malerei geschaffen hatte, lag da unten schmal, blaß, schwach, nur noch ein Schatten seiner selbst: sein Werk aber lebte über die Jahrzehnte bald eines Menschenalters hinweg, ein Lobgesang auf die Schönheit der Erde und auf das Glück des irdischen Daseins – der ihn bis in ferne Zeiten überleben wird, auch wenn heute die Welt nach anderen Zielen, anderen Fernen unterwegs ist. Max Pechstein war ein Mensch der Zeit um 1900, Mann jenes großen Lebensrausches, der Europa, vielleicht zum letztenmal für lange, damals über sich selbst hinausgetragen hat. Er war selbst ein Stück dieses Lebensrausches, der seine Substanz nicht nur erfüllte, sondern war; so hat er ihn mit all der großartigen Kraft und Wucht, die er aus der dichten Welt seiner Jugendjahre mitbrachte, Farbe und Werk und Traum immer neuer Bilder werden lassen.

Wer das Glück dieser erfüllenden Bereicherung an sich selber immer von neuem erfahren durfte, wer die schenkende Kraft des Menschen Max Pechstein ebenso wie die des Malers an sich selbst aus irgendeinem Blatt, einem Aquarell, einer Zeichnung an der Wand, die der Blick täglich traf, im eigenen Leben in einem halben Jahrhundert bester Freundschaft immer wieder erlebte, diese unerschöpfliche Kraft, die im täglichen Sehen nicht schwächer, sondern immer stärker und reicher und voller wurde – der weiß, wer dieser Mann gewesen ist, und was er der Welt und dem geliebten Leben, das von dieser Welt ist, hinterlassen hat. Er konnte über seinen Reichtum jubeln wie ein Kind, das er denn auch zeit seines großen Lebens geblieben war: er hat diesen Reichtum, den das Dasein, wo er es auch anrührte, ihm freigebig lächelnd schenkte und überließ, aus der lebendigen Fülle seiner ungetrübten Substanz Jahr um Jahr vermehrt und gesteigert – trotz allem, was das Schicksal über ihn brachte. Von den Palauinseln bis an die Somme, von japanischer Gefangenschaft im ersten bis zum Verlust einer Fülle wertvollster Werke in den Bombennächten des zweiten Weltkriegs, von der Flucht aus der für ihn heimatlichen Welt des deutschen Ostens, den er mit einer Kraft des Fühlens liebte, als sei er zwischen Weichsel und Memel zur Welt gekommen, bis in die Jahre des Absinkens – er hat das Schwere wie das Beglückende auf sich genommen, hat es nie zerredet, nie zerdacht, sondern gelebt und als Leben mit der Wucht seiner Substanz erfüllt hingestellt. Er begnügte sich nicht mit dem bloßen Sehen: er riß das innerste Wesen der Welt in sich hinein, ein Zauberer der Verwandlung unsichtbarer in sichtbare Substanz, an dem der Herr dieser Welt selbst seine Freude hatte, eben weil er den Reichtum dieses seltsamen Daseins mit allen Kräften vermehrte und größer und größer werden ließ, bis das Schicksal selbst ihm wie mit halbem Lächeln Stift und Pinsel aus der müde gewordenen Hand nahm und nickte: „Für ein Leben ist es nun wirklich genug.“



## Der Fisch ohne die Gräten?

J. G. Solange es den „Fisch“, wir meinen hier den christlichen Fisch (Ichthys = Jesus Christus Theou Hyjos Soter) gibt, gibt es auch Bestrebungen, ihn ohne die Gräten, ohne sein gedanklich theologisches Knochengerüst kredenzen und genießen zu wollen. Die Frage hat ihren Ernst und ein wenig auch ihre Berechtigung, besonders in der gegenwärtigen Zeit. Was am Christentum „abstößt“, am Christentum der christlichen Kirchen, was vielen gutwilligen Menschen schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, ist gewiß nicht das „Evangelium“ im engeren, auf die Liebesforderungen der Bergpredigt reduzierten Sinne. Man will es gern anerkennen, daß man seinen Nächsten und sogar seinen Feind lieben müsse. Man will auch einräumen, daß uns der Mann aus Nazareth ein Beispiel lauterer Menschenliebe aufgerichtet hat, ein etwas umdüstertes, von altertümlicher Tragik unwittertes Beispiel freilich, wie es in einer besser, humaner und vernünftiger geordneten Menschenwelt vielleicht nicht nötig gewesen wäre. Wenn dann aber die Kirchenleute mit ihren seltsamen Forderungen kommen, daß jenes Kreuz von Golgatha auszulegen sei als das Selbstopfer Gottes wegen der menschlichen Sünde, und daß überhaupt der Mann von Nazareth nicht nur außergewöhnlich unter den Menschen, sondern Gott selbst und doch zugleich ein vollirdischer Mensch nur ohne die allen anderen eigene Sünde gewesen sei, wenn es weiterhin heißt, daß dieser Mensch nach drei Tagen von den Toten auferstanden und vorher durch ein unbegreifliches Mirakel in diese Welt gekommen sei, so sagen auch die Gutwilligen: Uff, da kann ich nicht mit, das sind überalterte Absurditäten, auf denen der Eigensinn der Theologen verharrt, die aber mit dem Wesen eines Evangeliums der Liebe nichts zu tun haben. Wie kann Gott derlei Absonderlichkeiten zulassen, daß er seinen eigenen „Sohn“ (abgesehen von dem durchsichtigen Anthropomorphismus der hier verwendeten Begriffe) am Kreuz schlachten läßt, wo er in seiner Allmacht es doch sicherlich einfacher hätte haben können, dem Menschen seine Sünde zu vergeben und ein Reich der Liebe in der Welt aufzurichten?

So etwa würden sich die handgreiflichsten Einwände gegen das christliche Credo formulieren lassen, wie sie von Anfang der Kirchengeschichte an aufgetaucht und bis zur Stunde lebendig geblieben sind. Der berühmte englische Historiker Arnold Toynbee hat in Berlin und Hamburg einen vieldiskutierten Vortrag über „die religiösen Grundlagen der Freiheit“ gehalten, in dem er sich nach einem bemerkenswerten Bekenntnis zum abendländisch-christlichen Erbe und zu einem religiös motivierten Liberalismus doch in die Bahnen jener eben skizzierten Polemik hat hineintreiben lassen. Man kann die hier angerührten Probleme noch etwas allgemeiner fassen. Was am Christentum „abstößt“, ist sogar weniger die besondere Ausprägung bestimmter theologischer Lehrsätze und Glaubensvoraussetzungen als überhaupt der Umstand, daß man von seiten der Kirchen in Religionsdingen nicht leben und leben lassen will, daß man immer belehren, berichtigen und, in Kehrseite hierzu, aburteilen, verdammen, den Mitmenschen nicht seine eigenen Religions- und Gotteserfahrungen machen lassen will. Toynbee formulierte seine Einwände gegen die überkommenen Formen des abendländischen Christentums denn auch gar nicht in spezieller Weise als Einwände gegen bestimmte Teile des christlichen Glaubensbekenntnisses, gegen einzelne Dogmen oder dgl., sondern hielt sich auf allgemein sittlichem Gebiet und zog nur hier und da ein paar Linien aus, die das Gottesbild selbst betrafen. So meinte er, daß sich das Christentum allein auf den Gott der Liebe konzentrieren und alle Elemente von Fanatismus und Glaubenshochmut, von Ausschließlichkeit und Auserwähltheit eines Gottesvolkes in einer Welt mannigfaltiger Religionsbegegnungen von West und Ost aufgeben und sich insbesondere von dem immer noch in ihm steckenden Erbe des Alten Testaments und seines eifernden

Gottesbildes frei machen solle. Solche Einwände wurden von Toynbee nicht im mindesten mit irgendwelchen antisemitischen Hintergedanken vorgebracht, auf deren trüber Folie sie uns vor noch nicht langer Zeit in ähnlicher Weise aufgetischt wurden. Es war einfache Humanität, aus der heraus Toynbee argumentierte. In der heutigen Welt sei es eben nicht mehr zu vertreten, wenn eine Religion noch mit Fanatismus und Intoleranz operiere, die auf der anderen Seite doch den großen Fund gemacht hat, daß Gott die Liebe und nichts als die Liebe sei.

Es ist leider wahr, daß man angesichts der Geschichte der Kirche und des Christentums manchmal in Zweifel geraten kann, ob es sich hier wirklich um eine Geschichte der Liebesreligion handele, wo sich so viel blutiger Fanatismus in dieser selben Kirchengeschichte ausgelebt hat. Das alles läßt sich keineswegs mit ein paar mildernden Worten aus der Welt schaffen. Und doch unterläuft in solchen Auseinandersetzungen immer wieder der Fehler, daß man das Toleranzproblem an einer unrichtigen Stelle anzupacken und zu lösen versucht. Augustinus hat einmal gesagt: „Dem Irrtum tödlicher Haß, dem irrenden Menschen Wohlwollen und Liebe.“ Er hat damit eine auch heute noch gültige Formel gefunden, wie sich dem Christen das Toleranzproblem stellt. Man muß etwas genauer, als es in solchen pauschalen Vorwürfen geschieht, unterscheiden, wo man unbedingt tolerant zu sein hat und wo Toleranz die Preisgabe dessen bedeuten würde, auf das es bei einem religiösen Glauben in entscheidender Weise ankommt. Wenn man die Toleranz dahin versteht, daß alle schärferen, begrifflich theologischen Aussagen der verschiedenen Religionen und innerhalb ihrer wiederum der einzelnen Richtungen und Konfessionen nur Nebensache seien, das Wesentliche des Glaubens aber in dem allen gemeinsamen religiösen Gefühl, im einfachen Tendieren auf Gott hin bestehe, so gerät man in die tödliche Gefahr, die Tiefe der Offenbarung preiszugeben und damit auch ihre besonderen Heilskräfte in Frage zu stellen. Es kam durchaus auf das viel belächelte Jota im Homousios-Homoiouios-Streit, also in der Frage der Gottgleichheit oder Gottähnlichkeit Christi an, und es ist auch nicht bedeutungslos, ob man das Abendmahl in einer oder in beiderlei Gestalt zu sich nimmt. Allgemeiner gesprochen: es hängt für das Heil des Menschen, das ihm durch den Glauben angeboten wird, Wesentliches daran, ob er von diesem Heil klare Begriffe hat, ob es mit Logos getauft oder ihm nur im diffusen Medium der Psyche geboten wird. Das alles weist darauf hin, daß man Toleranz nicht am Inhalt der Glaubensbotschaft üben, mit Augustin gesprochen also dem „Irrtum“ gegenüber läßlich sein kann. Das würde bedeuten, daß man die Liebe einfach mit dem Glauben verwechselt und in eins setzt. Andererseits dürfen freilich die Unterscheidungen des Glaubens, also die Glaubenskämpfe und Glaubens-Auseinandersetzungen, wenn sie unter dem Gesetz Christi stehen, niemals in den Geist der menschlichen Beziehungen eingreifen. Der neuzeitliche „Kirchenvater“ John Henry Newman hat das Verhältnis der beiden „himmlischen“ Tugenden Glaube und Liebe einmal dahin bestimmt, daß „Verstöße gegen das Gesetz der Liebe mit dem Verlust des Glaubens bestraft werden“. Die Äußerung enthält im Keim alles, was zu dieser Frage vom Christen gesagt werden kann. Sie behauptet keineswegs, daß es auf Glaubensklarheit und Glaubensgenauigkeit nicht ankomme, sondern betont nur die Unzerlässlichkeit der Liebe auch bei Glaubensgegensätzen. Ein bis zur Lieblosigkeit im Leben vorgetriebener Glaubenseifer riskiert es, gerade das zu verlieren, um dessentwillen er das Liebesgebot glaubt einschränken oder gar aufheben zu müssen. Im Neuen Testament selbst, in der berühmten Stelle 1. Kor. 13 wird im Grunde das gleiche gesagt, der Liebe zwar der unbedingte Vorrang vor dem Glauben bestimmt, dieser aber nicht einfach in Liebe aufgelöst. Man vergißt oft, wenn man diese Stelle zur Rechtfertigung einer „weitherzigeren“ Religionsauffassung heranzieht, daß sie vom größten, begriffsschärfsten „Theologen“ der Kirche niedergeschrieben wurde, von demselben Apostel Paulus, gegen den sich im Grunde alle

jene Unternehmungen richten, die aus dem Christentum eine unterschiedslose Toleranzreligion machen, den Fisch ohne die Gräten genießen möchten.

Toynbees Vortrag, dessen deutschen Wortlaut wir in einem unserer kommenden Hefte veröffentlichen werden, war eine bedeutende missionarische Tat. Er hat einleuchtend gemacht, daß unsere politischen und persönlichen Freiheiten zuletzt nur erhalten werden können, wenn wir ihnen zugleich das überkommene religiöse Fundament sichern. Ein frei in der Luft schwebender Liberalismus bleibt eine Illusion; Freiheit ohne Gottesbindung führt früher oder später zur Versklavung durch das Kollektiv. Wie aber jenes religiöse Fundament wirklich erhalten werden soll, wenn man es dann doch wieder aufweichen und in einen allgemeinen religiösen Synkretismus der Liebe verwandeln will, bleibt bei solchen Forderungen allemal undeutlich. In der bisherigen Geschichte des Abendlandes wurde dieses christliche Fundament immer nur dadurch erhalten und über die schwersten Krisen hinweggeführt, daß der allgemeine Laienglaube die Stütze eines „kirchlichen Lehramtes“ oder, bei den Protestanten, einer hochdifferenzierten Theologie besaß, die ihm das Rückgrat zum Bestehen äußerster Schicksale und Versuchungen gestärkt haben. Eine solche Kraft kann sich nicht ohne gutes und genaues Wissen dessen, was man glaubt, ohne eine Erhärtung des religiösen Gefühls am Logos bilden. Wer daher von den christlichen Kirchen einen Wandel in Richtung auf „Weitherzigkeit“ ihrer Bekenntnisse wünscht, wer die Toleranzfrage im Felde des Glaubens statt in demjenigen des Handelns und der Ethik ansiedelt, würde über das Ergebnis vielleicht bald selber betrübt sein. Es ließe zuversichtlich darauf hinaus, daß die „religiösen Grundlagen unserer Freiheit“ in nicht ferner Zeit aufgelöst, statt besser gesichert würden. So bleibt es merkwürdig und in den Geheimnissen der Persönlichkeit beschlossen, daß diese illusionäre Forderung an das Christentum gerade durch einen Historiker mit so einzigartigem Überblick wie Arnold Toynbee gestellt wurde.

ENNO PATALAS

## Hollywoods ungekrönte Könige

Amerikanische Regisseur-Porträts

Das Klima der allgemeinen Stimmungen hat im Film sein zuverlässiges Barometer gefunden, das Schönwetterperioden und dräuende Gewitter in den Tiefen der Kollektivseele gleichermaßen sorgfältig registriert. Vor allem Hollywood hat stets aufmerksam auf das Grollen in der Tiefe gelauscht und sich nach jeder Wetteränderung bald akklimatisiert. Das ist ein Grund für seine langjährige Prosperität, die bislang noch diejenige aller anderen Filmzentren überdauert hat.

Mehrmals in seiner Geschichte hat Hollywood Regisseure hervorgebracht, in deren Werken sich die Ausstrahlungen des Zeitgeistes wie in einem Hohlspiegel trafen, um von ihm gesammelt und mit verstärkter Leuchtkraft reflektiert zu werden. Von einigen unter diesen ungekrönten Königen der Traumfabrik, den hervorragendsten und charakteristischsten, soll hier andeutungsweise und in der gebotenen Kürze die Rede sein, von Griffith, dem Viktorianer, von DeMille, dem Mann der großen Show, von dem skeptischen Optimisten Capra und von zwei Jüngeren, Wilder und Minnelli. Sie alle haben während der verschiedenen Stadien, die die innere Entwicklung ihres Landes in der letzten Jahrhunderthälfte durchlaufen hat, das Fühlen und Meinen ihrer Landsleute in bewegte Bilder übersetzt, treffender und suggestiver als ihre zum Teil größeren Kollegen. Mit intuitivem Verständnis für die Bedürfnisse ihrer Landsleute und Zeitgenossen haben sie den kollektiven Wunschvorstel-



lungen Gestalt verliehen und zugleich die Klischees geprägt, die das öffentliche Bewußtsein bestimmen.

## David W. Griffith – der letzte Viktorianer

Als David Wark Griffith am 23. Juli 1948 starb und sein Name durch die großen amerikanischen Zeitungen und Monatsblätter ging, erinnerten sich nur noch wenige des Mannes, der einst „die Filmkunst begründet“ hatte. Die zehnte Muse lebt schnell, und schnell verwelken die Kränze, die sie ihren Lieblingen flicht.

Griffith, der in diesem Jahre fünfundsiebzig geworden wäre, war ein Sohn des amerikanischen Südens – ein Umstand, den er nie verleugnen konnte. Alle Vorurteile, die der Süden nach seiner Niederlage entwickelte, die rassistische Verstocktheit und die Beschränktheit der politischen Perspektive, wurden dem empfindsamen und phantasievollen „Sugar“ David früh eingeimpft. Sein Vater, ehemaliger Oberst der Konföderierten, fütterte ihn mit Geschichten aus dem Bürgerkrieg, mit den erhebenden Erzählungen vom Heldentum General Lees in der „Sieben-Tage-Schlacht“ von Richmond und vom Edelmüt „Stonewall“ Jacksons bei Atlanta. Pathos und Sentimentalität dieser Berichte gingen drei Jahrzehnte später ein in das Hauptwerk Griffiths, seinen Bürgerkriegsfilm „Die Geburt einer Nation“, von dem ein Kritiker schrieb, er sei „die vollendete Verwirklichung des kollektiven Traumgesichts vom Bürgerkrieg“.

Der junge Griffith hatte jedoch literarischen Ehrgeiz. Er liebte Browning, Kingsley, Tennyson und Hood, die seine ästhetischen und ethischen Begriffe prägten. Er schrieb sentimentale Gedichte, die er an „Collier's Weekly“ schickte, und verfaßte ein romantisches Drama, das sogar von zwei Provinzbühnen aufgeführt wurde. Zum Film kam er durchaus nicht aus eigenem Entschluß: Nur um akuter materieller Not zu entgehen, nahm er als Siebenundzwanzigjähriger einen Job als Darsteller (er war zu der Zeit Schmierenschauspieler) bei der American Mutoscope and Biograph Company an.

Ein Jahr darauf bekam er seinen ersten Regieauftrag, für einen jener Einakter, die in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg die übliche Form des Spielfilms waren. Innerhalb von sechs Jahren drehte er ungefähr vierhundert solcher Streifen, von denen nur wenige erhalten sind. Trotz ihrer inhaltlichen Primitivität – die meisten erzählen rührselige Fabeln im Stil von „Godey's Lady's Book“ – zeigt sich in ihnen zum erstenmal eine bewußte Handhabung der spezifischen Mittel des jungen Ausdrucksmediums „Film“. In wenigen Jahren schuf Griffith die Grundlagen für das, was man wohl „die Grammatik der Filmsprache“ nennt. Er riß die Kamera aus der festen Position, die sie bis dahin – analog zum Sitz des Zuschauers im Theater – eingenommen hatte, ließ sie fahren und schwenken und rückte mit ihr dem Schauspieler auf den Leib; durch Nah- und Großaufnahmen machte er einen verhalteneren und realistischeren Stil der Darstellung möglich, den er dann mit Mary Pickford, Mae Marsh und den Schwestern Gish praktizierte; er befreite den Film aus den Fesseln der „Einheit von Zeit und Ort“, führte den Simultanschnitt ein (vielleicht der bedeutendste Schritt in der Entwicklung des Films), die Rückblende, die Parallel- und Kontrastmontage und machte den Schnitt zu einem selbständigen Mittel dramatischer Steigerung.

Als am Vorabend des ersten Weltkrieges, von Italien ausgehend, die Mode des „Großfilms“ aufkam, nahm Griffith ein Projekt in Angriff, dessen Ausmaße den superlativistischen Slogans der Werbetexter recht gab. Als „Die Geburt einer Nation“, das Epos des Civil War und der nachfolgenden Periode der Reconstruction, im März 1915 erschien, bildete er eine veritable Sensation. Zum erstenmal wurde ein Film im Weißen Haus vorgeführt, Präsident Wilson nannte ihn „ein Stück Geschichtsschreibung mit Licht und Schatten“, die Kritiker

begrüßten ihn als „das erste Zeugnis einer selbständigen Filmkunst“, und das Publikum trug 48 Millionen Dollar in die Kinokassen – das war mehr als selbst „Vom Winde verweht“ später eingespielt hat.

„Bei diesem Film“, schrieb der Kritiker James Agee in einem Nachruf auf Griffith, „hat man etwa das gleiche Gefühl, als sei man Zeuge der Uranfänge aller Melodie, des ersten bewußten Gebrauchs von Hebel und Rad, der ersten unartikulierten Laute, die sich zu Worten und Sätzen zusammenfügen, der Geburt einer Kunst.“ In der Tat erhob sich hier der Film zum erstenmal über das primitive Niveau des bloßen Geschichten-Erzählens und beschwor eine Vision. Die Schlachtszenen von Atlanta und Petersburg mit ihren auch noch heute beeindruckenden Details – der langen anonymen Reihe der Unionstruppen, den Massen der Gefallenen, den Verwundeten im Lazarett, der Heimkehr des geschlagenen Helden – sind zu Recht mit den Schilderungen von Waterloo und Borodino bei Stendhal und Tolstoj verglichen worden. Kriegsszenen von ähnlicher Wirklichkeitsnähe und mythischer Größe zugleich hat der Film später nur bei den Russen der Zwanzigerjahre und im italienischen Neo-realismus, in Rossellinis „Paisa“, hervorgebracht.

Den Erfolg dieses chef d'œuvre hat Griffith nicht wieder erreicht. Im Gegenteil kehrten sich nun mehr und mehr die negativen Seiten seines Charakters hervor, seine Vorurteile, sein schlechter Geschmack und seine mangelhafte Menschenkenntnis, seine parvenühafte Vorliebe für das Laute und Fette, für den hohlen Bombast und seine Neigung zu weinerlicher Sentimentalität. Was seinen Namen aber nach und nach und während der Depressionen dann für immer von der Leinwand verschwinden ließ, war sein fest verwurzeltes Viktorianertum. Griffith blieb bis zu seinem letzten Film der Repräsentant jenes bieder-sentimentalen, arbeitsamen und gottesfürchtigen Amerika der spät- und nachviktorianischen Zeit, dessen Chronist O. Henry gewesen ist. Mit Mary Pickford, Lilian Gish und Mae Marsh hatte Griffith den Typ des „Good American Girl“ geschaffen, das Idol der letzten Friedensjahre. Die Krin-gel der goldenen Locken Mary Pickfords, der Aufschlag ihrer großen blauen Augen (sie *waren* blau, diese Augen, auch ohne Technicolor), das Schmollen ihres Kindermundes hatten auch Griffiths Popularität begründet. Jetzt aber, auf dem Höhepunkt der prosperity, in der Ära des Jazz und der Prohibition, herrschte ein anderer Geist; mit Titeln wie „Treuer Herz Susie“, „Die Romanze vom glücklichen Tal“ und „Das Mädchen, das zu Hause blieb“ war kein Kino mehr zu füllen.

## Cecil B. DeMille und die „Happy Twenties“

Während Griffith fortfuhr, rührende Geschichten von armen Waisen zu erzählen, denen nach langen, geduldig ertragenen Entbehrungen das Glück lachte, inszenierte ein anderer Regisseur Badewannen- und Boudoir-Romanzen. Cecil Blount DeMille war nur ein Jahr jünger als Griffith, aber er gehörte doch schon einer andern Zeit an. Seine Filmkarriere begann später als die Griffiths. 1912 fand der zweiundreißigjährige Bühnenautor, Sohn einer Schriftstellerfamilie aus Neu-England, als erster den Weg vom Broadway in die eben gegründete Filmstadt Hollywood. Einige Jahre vergingen noch, ehe sein Ruf über die Fachkreise hinausdrang; seine Stunde schlug, als die Ära Griffith zu Ende ging.

DeMille war ein Regisseur, der seinem Vorgänger an Phantasie und Gestaltungskraft keineswegs ebenbürtig war und ihn an Geschmack und Geist jedenfalls nicht übertraf. Er hat nie gelernt, seine Erzählungen in einen kontinuierlichen Fluß bewegter Bilder umzusetzen; seine Filme, roh aneinandergefügte Schaubilder von zweifelhaftem künstlerischem Wert, ermangeln gänzlich filmischer Qualitäten. Wichtig ist ihm nur der Bildinhalt: der Star, das Kostüm, die Maske, der Dekor. DeMille war – und ist es bis heute geblieben –, was die

Amerikaner einen „showman“ nennen. „Cecil B. DeMille“, schreibt Lewis Jacobs, der Historiker des amerikanischen Films, „was a showman, and he flourished at a time when showmanship was the nation's way of life.“

Darin bestand DeMilles Bedeutung, die ihn über seine Zeitgenossen heraushebt und ihn zu einem Symbol der zwanziger Jahre macht, daß er wie kein zweiter den Geist der Zeit erfaßte und es verstand, ihn in „lebende Bilder“ umzusetzen. Es war die Ära der „roaring twenties“, die große Zeit des Jazz, des Charleston und der Tabloid Press; Freud und die Libido, Einstein und „die Relativität“, das Radio, Fords neues „Modell A“, Lindbergh und Al Capone beherrschten das öffentliche Bewußtsein Amerikas, eines gegenüber der Vorkriegszeit entscheidend veränderten Amerikas. Der Krieg hatte es aus seinem selbstzufriedenen Inseldasein herausgerissen, das Scheitern der idealistischen Friedenspläne Wilsons hatte seinen fortschrittsgläubigen Optimismus ins Wanken gebracht, und die Prosperität hatte den wachsenden Zynismus in hektische Vergnügungssucht umschlagen lassen. Das Amerika O. Henrys, Theodore Roosevelts und D. W. Griffiths war tot.

Kein Filmregisseur begriff das besser als DeMille. „Er besah sich das Leben“, schreibt Leo C. Rosten („Hollywood“), „und kam zu dem Ergebnis, daß zwei Dinge die Menschen in erster Linie interessierten: Geld und Sex. DeMilles Boudoir-Epen verbanden Geld und Sex mit einem unvergleichlichen showman-Talent.“ Die Titel seiner Filme aus den frühen zwanziger Jahren sprechen für sich: „Mann und Weib“, „Warum die Frau tauschen?“, „Verbotene Frucht“, „Samstagnacht“, „Adams Rippe“. Sie wurden angekündigt als „typische DeMille-Produktionen: gewagt, glitzernd, spannend, überaus elegant und völlig ohne Herz“. Damit trafen sie genau die Mentalität der „verlorenen Generation“. Sie propagierten den Verlust der überkommenen Konventionen; eheliche Treue, Achtung der Eltern, des Vaterlandes und der Gesetze – an die Griffith nie zu rühren gewagt hätte – handelten sie mit revolutionärem Zynismus ab; dafür inthronisierten sie die neuen Werte dieser Generation: Sex, Luxus, Unabhängigkeit und gute Manieren. DeMilles Idol war nicht mehr Mary Pickfords selig arme Unschuld, sondern der Flapper, ein fiebrig-temperamentvolles Geschöpf mit knabenhafter Figur, kurzgeschorenem Haar und kühnem Blick, in Shorts und Söckchen, aufgeklärt, nüchtern und skeptisch, weitgereist, aktiv und überlegen, mit einem Wort „emanzipiert“.

Später, als gewandelter Geschmack und die Diktate einer verschärften Zensur ihn zu anderen Themenstellungen zwangen, hat DeMille es verstanden, sich anzupassen, aber seine große Zeit war mit dem Schwarzen Freitag vorbei. Nur seine Giganteskomanie, seine Freude am großen Spektakel, konnte sich weiterhin bewähren. John Grierson, der nüchterne Dokumentarfilmman aus Schottland, von dem man zuletzt Sympathien für den protzigen Hollywoodianer erwarten sollte, hat sich einmal in einer Kritik zu ihm bekannt: „Er ist der einzige orientalische Regisseur, und seine Bilder stammen alle aus dem Alten Testament. Da sind die kleinen Gelage, die dort nur so eben erwähnt werden, die Feste in Gomorra, der Tanz ums goldene Kalb, die Liebesnächte Salomos, das ganze pulsierende Leben der Hebräer, das die jüdischen und sonstigen Priester immer weggelassen haben. Der Luxus bei Poppäas Bad in Eselsmilch und bei dem lesbischen Tanz im Hause des Markus wird noch von allem Aufwand bei den Christenmorden Neros übertroffen. Er hat das schauerlich-schön gestaltet.“

### Franc Capra – Regisseur des „New Deal“

Ein zweiter Schock traf zehn Jahre nach dem Kriege das amerikanische Bewußtsein: Der Bankenkrach und die Depression bereiteten schlagartig der Prosperität und dem leichtfertigen Optimismus der Happy Twenties ein Ende. Allmählich stellte sich beim amerikani-



schen Publikum ein kritischeres Verständnis für die sozialen Realitäten ein und lenkte die Aufmerksamkeit auf Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die bisher unbeachtet geblieben waren. Der Gangsterfilm (in seiner „klassischen“, sozialkritischen und realistischen Form) war Hollywoods erste Antwort auf diesen Wandel. Er war „das Nein auf jenes große Ja, das so breit und dick über die offizielle Kultur Amerikas gestempelt ist“ (Robert Warshow).

Roosevelts von reichen Versprechungen und beruhigenden Reden begleiteter Amtsantritt, das Programm des New Deal und die allmähliche Rückkehr zur „Normalität“ ließen auch das stark lädierte nationale Selbstbewußtsein wieder erstarken. Von den Regisseuren dieser Periode ist Frank Capra vielleicht nicht der bedeutendste; aber bei keinem anderen haben die Ideen und Hoffnungen jener Jahre so überzeugenden Ausdruck gefunden. Capra, sechzehn Jahre jünger als DeMille, jahrgangsgleich mit Faulkner, gebürtiger Sizilianer, „debütierte beim Film als Komparse in drittklassigen Westerns und arbeitete in verschiedenen Sparten der Produktion, ehe er zum erstenmal Regie führte. Der große Erfolg stellte sich 1934 mit zwei Komödien ein, mit „Es geschah eines Nachts“ und „Broadway Bill“. Die weiteren Filme (1936: „Mr. Deeds geht in die Stadt“, 1937: „Lebenskünstler“) machten Capra zum erklärten Lieblingsregisseur; mehrere Jahre hindurch war er – wie vor ihm Griffith und DeMille – der bestbezahlte Regisseur Hollywoods (1938 versteuerte er 294166 Dollar).

Der besondere Reiz der Capra-Filme liegt in der Frische und dem Reichtum der Charakterzeichnung und der Echtheit der Milieuschilderung. Wenige Regisseure haben so lebendige und originelle Gestalten wie er mit wenigen Strichen auf die Leinwand zu zaubern vermocht. Neben dem „messianic innocent“, dem reinen Toren mit philanthropischem Ehrgeiz, und seinem weiblichen Gegenspieler, dem vernünftigen, nüchternen Girl, gibt es da den hartgesottenen Bankier, unter dessen dicker Brieftasche sich ein kindliches Herz verbirgt, die raffgierigen Großstadtdadvokaten, die schrulligen Tanten aus „Mandrake Falls“ und jene große Gesellschaft seltsamer Käuze, die sich etwa in der Gerichtsszene von „Mr. Deeds“ oder im Hause von Grandpa Vanderhof in „Lebenskünstler“ ein Stelldichein gibt: Knallfroschproduzenten, Briefmarkensammler, Schreibmaschinenliebhaber, Gedicht- und Romanschreiber, Tubabläser, Xylophonspieler, deutsche Professoren und russische Tanzlehrer. In der Vielfalt ihrer scheinbar zwecklosen Beschäftigungen bedeuten sie den Protest des „wahren Lebens“ gegenüber der Uniformität und dem Materialismus des Daseins in der industrialisierten Gesellschaft.

Im Grunde hat Capra immer wieder dieselbe Geschichte erzählt: Ein liebenswerter, aber weltfremder junger Mann wird durch äußere Umstände plötzlich gezwungen, sich mit einem sozialen oder politischen Problem auseinanderzusetzen. Er begegnet dabei einem klugen illusionslosen jungen Mädchen, das ihn – oft nach einigen Mißverständnissen – tatkräftig unterstützt. (In der Darstellung durch Barbara Stanwyck und Jean Arthur hat das „Capra-girl“ einer ganzen Generation junger Mädchen in Amerika als Leitbild gedient – so wie früher bei Griffith Mary Pickford als „Good American Girl“ und bei DeMille die junge Gloria Swanson als „Flapper“.) Am Ende siegen bei Capra auf wunderbare Weise Freundlichkeit und Selbstlosigkeit über Egoismus und Mißgunst. Die Moral lautet stets: Das Recht braucht zum Sieg über die Gewalt keine anderen Waffen als die eigene Untadeligkeit, das Bewußtsein der moralischen Überlegenheit und eine gewisse Portion Humor.

In dieser Haltung kam exakt zum Ausdruck, was die Mehrzahl der Amerikaner im Honigmond der Ära Roosevelt fühlten, glaubten oder wünschten. Der Optimismus der Prosperitätsjahre war zwar durch die Erfahrung der Wirtschaftskrise erschüttert, aber er war nicht tot. Im Gegensatz zu dem der „Happy twenties“ war der „neue“ Optimismus nicht naiv und blind. Er verschloß die Augen nicht vor den Defekten der Gesellschaft, aber er glaubte, sie durch eine schlichte Sinneswandlung beheben zu können, durch die „Rückkehr

zu den einfachen und wahren Prinzipien, auf denen unser Staat gegründet wurde“, wie das gängige Schlagwort lautete.

## Zwei Zeitgenossen: Billy Wilder und Vincente Minnelli

Während des Krieges gehörte Capra zu den ersten, die das Ende der Rooseveltischen „Ära des Vertrauens“ voraussahen. „Nach dem Kriege“, prophezeite er 1943, „wird das Publikum nur noch die vollständige Illusion und die vollständige Wirklichkeit akzeptieren.“ Nach seiner Demobilisierung äußerte er: „Eine Botschaft muß von jemandem kommen, der Vertrauen erweckt. Die Menschen sind desillusioniert; die Worte der Staatsmänner gelten nicht viel. Wem werden die Menschen glauben?“

Capra selbst war das erste Opfer des neuerlichen Vertrauensschwunds. Keiner seiner neuen Filme, die er ganz im Stil seiner alten „Phantasien des guten Willens“ drehte, wurde ein Erfolg. Schließlich zog er sich ganz vom Film zurück.

In der Tat hat die Entwicklung des amerikanischen Films zu extremen Lösungen geführt. Kein wirklich bedeutender Regisseur hat sich in den letzten Jahren zu einer optimistischen Verklärung der Wirklichkeit bereit gefunden, und das Publikum hat dieser Tendenz recht gegeben. Der sozialkritische Film, für den es auch vor dem Kriege gelungene Beispiele gegeben hat – selbst Capras Filme waren keineswegs konformistisch –, hat eine symptomatische Wandlung durchgemacht. Wurden früher die kritisierten Übelstände stets aus dem Kontext der sozialen Phänomene herausgelöst und isoliert betrachtet, ohne daß die Grundlagen der Gesellschaft in Frage gestellt wurden, so durchzieht heute die Filme von Elia Kazan, Fred Zinnemann, Billy Wilder und Laszlo Benedek ein profundes Gefühl der Malaise. Filme wie „Endstation Sehnsucht“ oder „Der Tod eines Handlungsreisenden“ wären im Jahre 1938 undenkbar gewesen; und andererseits zeigt das Beispiel Capra, daß heute niemand mehr recht an die Theorie von den „Auswüchsen, die beschnitten werden können“, glaubt. Symptomatisch sind die Wandlungen der Starklischees. Protagonisten in der Art des jungen Gary Cooper in „Mr. Deeds“ oder James Stewarts in „Lebenskünstler“ gibt es nicht mehr. Der „positive Held“, wenn man nicht ganz auf ihn verzichtet, ist ein wortkarger, kontaktfreudiger Einzelgänger in der Art Marlon Brandos oder Gary Coopers in „Zwölf Uhr mittags“. Auch das resolute und lebenslustige Vorkriegsgirl hat keine Nachfolgerin gefunden. Pier Angeli als „Theresa“ in dem gleichnamigen Zinnemann-Film, Audrey Hepburn als „Sabrina“, Leslie Caron als „Lili“ sind dem zarten und zerbrechlichen Victorian-girl Griffiths näher verwandt als dem Capra-girl und seinen Schwestern.

Unter den Regisseuren hat diese Entwicklung noch keinen eindeutigen Repräsentanten gefunden. Orson Welles war dazu prädestiniert: sein „Citizen Kane“ (1941) war ein Vorbote des Nachkriegspessimismus, zugleich die schärfste Polemik, die der amerikanische Film hervorgebracht hat, und vielleicht der beste amerikanische Film seit „City Lights“. Aber Welles mußte Hollywood bald wieder verlassen. Heute teilen sich Billy Wilder, Elia Kazan, Fred Zinnemann und John Huston in die Rolle eines „chef du film noir“.

Billy Wilder ist unter ihnen vielleicht die reinste Verkörperung des neuen Pessimismus. Sein erster bedeutender Film, „Double indemnity“ (nach James M. Cain, deutsch: „Frau ohne Gewissen“), 1944 gedreht, leitete die Serie der „schwarzen“ Kriminalfilme ein. Obwohl eigentlich kein sozialkritischer Film, kündigte er doch deutlich einen Wandel in der Einstellung zur Gesellschaft an. Es war der erste amerikanische Film mit ausschließlich negativen Helden; Barbara Stanwyck, bei Capra die Verkörperung der „guten Kameradin“, spielte hier die Rolle der überlegenen und verderbenbringenden Frau, erinnernd an die femme fatale der Jahrhundertwende. In „Das verlorene Wochenende“ nahm Wilder die Figur eines

Trunksüchtigen zum Vorwand für ein düsteres Gemälde kleinbürgerlichen Milieus in Brooklyn. – Hier wurde der Wandel gegenüber der freundlichen und vertrauensvollen Einstellung Capras zum Mittelstand besonders deutlich. Auch in „Boulevard der Dämmerung“ und „Reporter des Satans“ ging es Wilder merklich nicht so sehr um die analytische Durchdringung und die Anprangerung von Mißständen als um den Schock, den Skandal als Selbstzweck. Dem dienen auch der brutale und suggestive Stil der Fotografie (beeinflußt von der New Yorker Fotografenschule), die gleichsam zugreifenden Bewegungen der Kamera und der harte Schnitt.

Neben den Leistungen der pessimistischen Schule stehen ebenbürtig die des amerikanischen Musicals. Angeführt von dem italo-amerikanischen Regisseur Vincente Minnelli, hat es sich nach dem Kriege immer mehr vom Vorbild der Bühne gelöst und zu einer spezifisch filmischen Gattung entwickelt. Seine größte Überzeugungskraft hat es da erlangt, wo es ganz den Boden der Wirklichkeit verläßt und zum reinen Traumspiel wird, wie in den besten Partien von „Heut gehn wir bummeln“, „Du sollst mein Glückstern sein“, „Ein Amerikaner in Paris“ und „Vorhang auf!“. Es wird berichtet, daß Gene Kelly in seinem neusten Musical, „Aufforderung zum Tanz“, ganz auf Spielhandlung und Wirklichkeitsillusion verzichten und zum reinen Tanz- und Musikfilm gelangen will.

Damit ist der amerikanische Film an einem entscheidenden Punkt seiner Entwicklung angelangt: die Trennung von Illusion und Wirklichkeit, die Capra ankündigte, ist vollzogen. Sie ist der Ausdruck einer sozialpsychologischen Entwicklung, die mit dem ersten Weltkrieg begonnen hat und in deren Verlauf ein Teil der konventionellen Denkschemata sich in sein Gegenteil verkehrt hat. Der Film hat diese Entwicklung als „Barometer“ begleitet, an ihrem dialektischen Gang aber auch als treibendes und intensivierendes Moment mitgewirkt.

## SCHWARZES BRETT

### Film-Kunst oder -Industrie?

#### Bilanzen des Berliner Festivals

Internationale Filmfestspiele, die jährlich stattfinden, sollen der Propagierung der Ware „Film“ dienen. Sie sind die großen Anlässe, bei denen die Reklame samtpfötig wird, und die Illusion, daß Film eine Kunst sei, künstlich genährt wird. Früher vollzog man die Begegnung mit der Masse durch zirzensische Spiele, Volksfeste und Schaustellungen. Heute setzt man ihnen das Schaubild der filmischen Konzentration vor, um sie dann desto williger in die billigen Kinostücke zu locken. Wer in den Glauben versetzt wird, daß er Anteil habe an der Kunst seiner Zeit, wenn er dieses oder jenes

Spitzenerzeugnis der Kinomatographie vorhanden weiß, geht dann auch in die minderen Vorführungen. Er läßt sich durch die Mitwirkung der Presse, des Rundfunks, des Fernsehens auf den Festivals die Meinung suggerieren, daß er vom Produzenten als anspruchsvoller Konsument gewertet wird. Aber wenn er sich in seinen Sessel setzt, um das angekündigte „Erlebnis“ zu konsumieren, greift nach ihm nur zu oft die öde Langeweile des perfektionierten Durchschnitts.

Jene hoffnungslos entlarvende Technik der filmischen Verzauberung durch Starmummel und Flittereleganz, durch Personenkult und Partylangeweile, die auf den Festivals geübt wird, könnte der Anlaß zu Komö-



dien werden, die Satiriker verfassen müßten. Neben der Lächerlichkeit der Pointen, mit denen schöne Frauen und interessant aussehende Männer oder brave Kinderstars sich etablieren müssen, fällt dort besonders die Routine des „Money-make“ auf, jene für unsere Zeit bezeichnendste Art, zu leben und doch nicht zu leben . . .

Der Kreis der Prominenz, die daran teilnehmen darf, ist eng begrenzt. Man bleibt unter sich. Man lädt wenige Presseleute ein, die über Einfluß verfügen und später die angenehme Teilnahme an Empfängen, Gartenfesten, Cocktailparties in mehr oder weniger genüßliche Artikel ummünzen. So zählt sich der Sekt aus, der verschenkt wird. Und das Lächeln einer Filmdame, die ihr Privatleben in den Dienst des Geschäfts gestellt hat, umweht noch die düftigste Zeile eines Journalisten im letzten Provinzblatt, das den zwanzigsten Nachdruck jenes Berichtes gekauft hat.

Alles andere aber, was auf diesen Festivals an „Schaumannsarbeit“ geleistet wird, untersteht einer Regie, der längst die Zügel aus den Händen genommen sind und die nur als kuriose Demonstration der Unzulänglichkeit menschlicher Begabung, Feste zu arrangieren, übrig geblieben ist.

Und dennoch: diese Serienarbeit mit der „Show“ fasziniert. Sie ist ein Aspekt unseres Lebens, eine Manifestation von publizistischen und soziologischen Erscheinungen par excellence. Hätten wir keine „Festivals“ – das öffentliche Leben wäre noch kümmerlicher, reizloser und einfallsärmer. Und Lieschen Müller, für die doch der Filmstar arbeitet, wäre verdammt, anonym zu bleiben. So aber darf sie sich in Szene setzen und Autogramme sammeln oder Beifall klatschen, wenn der Star in einem Polizeikordon an ihr vorübergeschoben wird.

Stets bedurfte die Masse der Illusion, teilgenommen zu haben an ihrem eigenen Satyrspiel, das dem Schaustück folgt.

Und – wer hätte den Mut, ihr diese Illusion zu nehmen?

\*

Die Berliner Internationalen Filmfestspiele wurden als kulturpolitisches Kind dieser zerrissenen Stadt gezeugt. Sie ließen jedoch rasch die von der Filmindustrie als „kindisch“ angesehenen Kinderjahre hinter sich und ordneten sich bald in die Halbwelt anderer Festivals ein.

Aber wozu solches beklagen? Wir leben in saturierten Zeiten, und wenn Berlin rasche Fortschritte macht, um in diese Saturiertheit, die so banal und anstrengend zugleich ist, einzutreten, dann darf man das dieser Stadt nicht verwehren. Eleganz ist immer bestechend.

Mehr als dreißig Länder schickten ihre Streifen – was zeichnete sich ab?

Da diese Filme zur Spitzenklasse gezählt werden müssen, lassen sie einige Schlüsse zu, die interessant sein könnten.

Die Filmproduktion Westeuropas hat sich in den letzten Jahren der Filmfabrik Hollywood angepaßt. Dort wird ja ein Spielfilm für den Verbrauch im „weltweiten Maßstab“ hergestellt. Die Perfektion, mit der dies vollzogen wird, entspricht dem Goldeneinsatz, um den Hollywood nicht mehr spielt, sondern den es so geschickt und routiniert einplant, daß kaum Verluste auftreten dürften.

„Weltstars“ müssen im amerikanischen Durchschnittsfilm in Hongkong, Manila ebenso „ankommen“ wie in Frankfurt am Main oder Kairo. Ihr Acker ist die nicht-sowjetische Welt – und dieses weite Feld wird mit dem Raffinement einer spätzivilisatorischen Perfektion bestellt. Ausnahmen bestätigen diese Regel. So gilt die „Lokomotive“, das Spitzenerzeugnis der Filmwirtschaft, als Reklameschild, während die unter „Ferner liefen“ hergestellten Anhänger das Geld bringen müssen. Hollywood zeigte in Berlin einen fast vollendet sicheren Cinemascope-Film: „Die verflixten sieben Jahre“, in dem Billy Wilder virtuos mit dieser neuen Technik spielte und Marilyn Monroe, das üppige junge Filmweib, gewisse Reste schauspielerischer Fähigkeit zeigen durfte.

Das Raumbild bot genügend Raum, um Gags und Komik anzubringen, ohne jene Langeweile zu erzeugen, die der kosmopolitischen Heiterkeit oft anhaftet. So übt sich die Vergnügungsindustrie in akrobatischer Geschicklichkeit am Trapez des geschickten Raffinements, farbenprächtig, ausgelassen, mit wohlberechneten Enthüllungen und sicherem Hantieren auf der Tastatur des Durchschnittsmenschen von heute. Ein zweiter USA-Film brachte Militärpropaganda; auch das gehört zum Bild der Zeit: „Geheime Kommandosache“, ein Werbefilm für den Eintritt in die strategische Luftwaffe, unterrichtete eintönig aber genau über die Bedingungen, unter denen heute die Macht ihre militärischen Apparate mit Menschen ausrüstet, um Atombomben startklar und versandbereit zu machen. „Carmen Jones“ aber, die grelle Verfilmung der Bizet-Oper und ausschließlich mit Negern besetzte Schauerromanze, wurde zum ausschweifenden Spiel mit der Erotik – ein schöner, beklemmend gedrehter Streifen.

Sex als Massenkonsum, Atom-Militär und romantische Erotik: diese drei Potenzen erschienen so amerikanisch, daß man versucht war, zu glauben, diese Auswahl aus Hollywood sei nicht nur geschickt abgesandt, sondern auch eine gute Erklärung des Kassenerfolgs von US-Filmen in den Kinos der westlichen Hemisphäre.

Frankreich, das Filmland des Kammerspiels auf der Leinwand, wollte mit Hollywood konkurrieren, als es den Kriminalreißer „Razzia in Paris“, die Familienstory „Mama, Papa, Katrin und ich“ und „Sommerfrüchte“ zeigte. Die Verzauberung, der man so oft in französischen Filmen erliegt, blieb aus. Das Geschäft war zu offensichtlich nach Übersee orientiert.

Der italienische Film gleicht sich diesem Bestreben immer heftiger an. Aber es bleibt ihm dabei jene südeuropäische Heiterkeit, die selbst das Spiel mit den körperlichen Vorzügen einer Gina Lollobrigida oder Sophia Loren, den beiden anmutigen und vollbusigen Damen, galant macht. Regis-

seure wie Blasetti haben die leichte Hand, um Fatalitäten als Farcen mitzuteilen.

Gewichtig der britische Film selbst in der komödiantischen Posse – das Gelächter trägt stets die Patina „Gentlemanlike“, und die Situationen werden genüsslich auskosten, ohne daß die Grenze zur Übersättigung erreicht würde („So etwas lieben die Frauen“).

Spanien zeigte einen patriotisch katholischen Film, der hart an der Grenze des Erträglichen stand. Aber die Bildführung war schön, und die leidenschaftliche Zügigkeit der Regie fesselte in „Das Geheimnis des kleinen Marcellino“, dessen Stoff einer Legende entnommen worden war. Jugoslawien dagegen betonte in „Das Mädchen und die Eiche“ die Sozialkritik, umgab sie jedoch mit folkloristischen Emblemen, eine Mischung, die für Marshall Titos Regime kennzeichnend ist.

Filme als Kunstwerke zeigte wiederum Japan. Dort scheint noch die Tradition lebendig zu sein und die theatralische Bildung, die von den Bühnen ausgeht und das musische Volk erzieht, hat auch den Film erobert. „Prinzessin Sen“, ein Streifen aus dem japanischen Mittelalter, wurde zur zauberhaften Szenerie einer Welt, in der Brutalität und Anmut, das Schwert und die Kirschblüte sich nicht ausschließen sondern ergänzen, um das wirkliche Bild des Menschen zu zeichnen. Bedeutend selbst in der Unerträglichkeit der äußersten Auspielung von entsetzlichen Details der von japanischen Lehrern finanzierte Film „Hiroshima“. Hier wurde mit den uns fremden Mitteln japanischer Darstellungskunst ein furchtbares Erleben nacherzählt. Der Film als Bericht und Anklage, als Warnung und Gericht war wieder legitim. Wer unsere Zeit erkennen will, müßte „Hiroshima“ ertragen können. Aber wer hat schon die Kraft, in die Büchse der Pandora zu blicken?

Die westberliner Filmproduktion vertrat Deutschland als Filmland: mit den „Ratten“ überdurchschnittlich, aber doch immer noch in der Provinzialität unserer Nachkriegs-



zeit verhaftet. Gerhart Hauptmanns Schauspiel vertrug nicht die Übersetzung in eine Filmhandlung. Mit dem „20. Juli“ wurde ein großes Thema angerührt, aber nicht gemeistert. In der Atmosphäre des Kommerziellen lassen sich eben keine bedeutenden Leistungen vollbringen. Der unwürdige Eifer, mit dem sich zwei Filmgesellschaften den Kassenerfolg ihrer Spielereien um den Widerstand während des 2. Weltkriegs abzufragen suchten, gehört zu den widerlichsten Kapiteln in der Geschichte der deutschen Filmindustrie.

Der Dokumentarfilm, in die Landschaft verlegt, war durch Disneys „Wunder der Prärie“ vertreten: eine allzu geschickte „gemachte“ Darstellung von Tieren und Pflanzen, in der nach dem Takte von Opernmusiken großartige Aufnahmen abrollten, die dramaturgisch eingesetzt waren, so daß man den Eindruck gewann, daß auch die Natur nach der Pfeife Disneys tanzt.

Jenseits solcher Geschmacklosigkeiten aber ein italienischer Expeditionsfilm „Der verlorene Kontinent“. Hier wanderte die Kamera durch die farbenprächtige Südsee und gewann eine Fülle von außerordentlichen Bildern kultischen und landschaftlichen Charakters, die trunkene Zuschauer entließ. Sie waren nicht belehrt worden – abendfüllende Dokumentarfilme sind von diesem Vorsatz längst abgekommen –, sondern gepackt vom Rausch des Lebens, den die Kamera eingefangen hatte.

\*

„Es waren die Künstler, die den Film schufen, jetzt ist er leider mehr zu einer

Industrie geworden, und die Profitgier regiert“, meinte eine junge, begabte Filmschauspielerin während des Berliner „Festivals“, und ein Filmautor stellte fest, daß die Frage „Film-Kunst oder -Industrie“ längst zugunsten der Industrie entschieden worden sei.

Damit haben wir Abschied genommen von einer Zeit, in der das Kino nicht nur Unterhaltung, sondern auch Kultur verbreiten wollte. Das große Geschäft mit der Phantasie kann nur gelingen, wenn man die Phantasie in Fesseln schlägt, denn ungebündelt füllt sie nicht die Kinokassen.

Vittorio de Sica, ein großer italienischer Regisseur und Schauspieler, muß seit Jahren als Darsteller in „Sex-Filmen“ mitwirken, damit er die Schulden bezahlen kann, die ihm seine außerordentlichen, mit ungefesselter Phantasie gedrehten Filme, wie „Das Wunder von Mailand“, eingebracht haben.

Der Stummfilm war oft wie Ikarus, aber der Tonfilm konnte den Anspruch nicht aufrechterhalten.

Das 20. Jahrhundert hat sich auch hier als unfähig erwiesen, eine technische Erfindung in eine musische Macht zu verwandeln. Sollten wir uns selbst beklagen? Wir müßten an den Fundamenten unserer perfektionierten Mittelmäßigkeit rühren – und wer gäbe uns die Sicherheit, jenes letzte Reduit der Überlebenden großer Katastrophen, daß wir damit nicht uns selbst, unsere Gleichgültigkeit, unsere kalte Gier nach Geld, unsere kosmopolitische Provinzialität verlören?

Christoph Beekh

#### Notizen:

Gerd Gaisers Erzählung „Das Schiff im Berg“ entnehmen wir einem gleichnamigen Roman, der im Herbst im Hanser Verlag München herauskommen wird.

Clemens Graf Podewils, bekannt als Lyriker und Verfasser des Kriegstagebuches „Don und Wolga“, begeht am 20. 8. seinen fünfzigsten Geburtstag. Der unveröffent-

lichte Gedichtzyklus „Im Herbst zu singen“ stammt aus jüngster Zeit.

Zu den in Heft 15 erschienenen „Unbekannten Briefen“ Josef Hofmillers tragen wir nach, daß im Verlag Maximilian Dietrich, Memmingen, im Laufe des Herbstes ein Buch „Josef Hofmiller-Briefe in Auswahl“ erscheinen wird, das diese und andere Briefe des bayrischen Essayisten und Kritikers enthält.



VICTOR GOLLANCZ

## Auf dieser Erde

*Erinnerungen. Deutsch von Lutz Weltmann. 479 Seiten. Leinen 14.80 DM*

„Ich will Hoffnungen und Sehnsüchte, Ängste und Betrübnisse dem Durchschnittsmenschen ins Licht seines Bewußtseins rücken und ihm helfen, zielbewußt seine Rolle bei der Rettung der Welt zu spielen, die einem jeden von uns zudedacht ist.“ So bekennt es Gollancz, der große Philanthrop, im Fortgang seiner Lebensbeichte. Nach leidenschaftlichem Auftakt aus Tagebuchaufzeichnungen 1952 über die Verwerflichkeit der Atombombe und das schmutzige Handwerk in Korea sind es drei Themenkreise, um die sich Gollancz mit Eifer und Hingabe bemüht: Kommunismus – Religion – Politische Schulung. Biographisch gesehen sind es die Jahre nach dem kurzen Heeresdienst 1914; die Tätigkeit als politischer Lehrer an einer Kadettenanstalt; die Lebenswende zum politischen Verleger 1916; Heirat; und publizistische Tätigkeit bis zum Aufklärungsfeldzug gegen Hitler 1933. „Ein wahrhaft abendländischer Geist.“ (Frankfurter Rundschau) – „A brave and resolute soul.“ (Listener)

„Auf dieser Erde“ ist der zweite Band der Erinnerungen von Victor Gollancz. Der erste erschien 1954 unter dem Titel

## Aufbruch und Begegnung

*Deutsch von Lutz Weltmann. 6.–10. Tsd. 544 Seiten. Leinen 14.80 DM*

Als der englische Verleger Victor Gollancz 1945 die Bewegung „Rettet Europa jetzt!“ ins Leben rief und die Deutschen nachdrücklich und vorbehaltlos in die große humanitäre Aktion einbezog, erwies er sich als einer jener spärlich gesäten Menschen, die über sich selbst und ihre Unzulänglichkeit hinaus ins allgemein Menschliche gewachsen sind. Die Geschichte der Überwindungen und Prüfungen auf dem Wege dahin muß also reich an außerordentlichen Begebnissen und Wendungen sein, wie diese Aufzeichnungen bestätigen. – Das Ganze ist getragen von einer universellen, alle Probleme ergreifenden und erkennend durchdringenden, in der Literatur der Welt heute so selten gewordenen Bildung.

„... Um das ‚Leben‘ der Güte, das ‚Vorleben‘ des Guten, das Vorbild-geben ist es Gollancz vor allem zu tun; um die Lehre, daß Liebe unteilbar ist, daß man sie hat oder nicht hat, wenn man aber sie hat, keine Grenzen ihrer Auswirkung gelten lassen darf, an keiner intellektuellen Hemmung, an keiner Realität. In dieser Haltung, die Victor Gollancz ja gerade selbst durch kein bloßes Lippenbekenntnis, sondern durch überprüfbare Handlungen erhärtet hat, steht er innerhalb einer total anders gesonnenen Zeit als eine imponierend großartige Erscheinung da.“

*Stefan Roth in „Die Zeit“*

C. B E R T E L S M A N N   V E R L A G



GERHART HAUPTMANN

## Der Ketzer von Soana

*Mit Illustrationen von Gerhard Ulrich. 157 Seiten. Leinen 8.50 DM*

In diesem „großartigen Meisterstück der Seelenkunst“, wie Joseph Gregor den „Ketzer von Soana“ nennt, beschwört Gerhart Hauptmann die Welt des panischen Eros.

Es ist die Erzählung vom jungen, eifernden Priester Francesco, der im Frühlingsrausch des blühenden Tessin der heidnischen Schönheit des verfeimten Hirtenmädchens Agata verfällt. Ein gänzlich Verzauberter, erliegt er nach hartem Widerstreben endlich den Lockungen eines übermächtigen Eros, „der älter und mächtiger als Zeus und alle Götter ist“. Der Dichter, dem der seltsame Ziegenhirt Ludovico in der Einöde heroischer Landschaft diese Geschichte berichtet, überläßt es dem Leser, Zusammenhängen und Mächten nachzuspüren, gegen die auch sein Herz nicht immer gefeit sein mag.

Gerhard Ulrich hat als Illustrator dieser Ausgabe die herrlichen Landschaftsbilder Hauptmanns am Schauplatz der Fabel nacherleben dürfen und dem Wort des Dichters die Deutung des bildenden Künstlers hinzugefügt. Beiden ist jene Tiefenschau gemeinsam, die den Freund Gerhart Hauptmanns an dieser Ausgabe besonders fesseln wird.

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G